

„Cultivierung des wüsten Landes“

Die Habsburger Akkulturationspolitik im Banat und die Beharrungskräfte der naturalen Ökonomie (1718–1778)

Einleitung

„[...] diese Leut an lauter solche Gegenden anzusetzen, wo es ihnen weder an frischem Wasser, noch an Fruchtbarkeit der Erden, am mündesten ermangeln soll, wird auch einem jeden an Aeckern, und Wiesen, als Waydung und Wald, wie nicht weniger zu Wein-Gärten so viel Grund unentgeltlich zutheilen, als einer von den vermöglichen Bauern in Teutschland schwerlich wird zu geniessen haben, ja so viel als nur immer einer zu bestreiten sich getraut [...]“¹

Die Gegend, die auf dem 1736 gedruckten Werbezettel „Ihro Majestät von Österreich [...]“² in leuchtenden Farben dargestellt wurde, um deutsche Kolonisten von der Baar im Südschwarzwald anzulocken, war das Temeswarer Banat. Es war eines der Gebiete im ungarischen Alföld, die nach der Verdrängung der osmanischen Herrschaft durch das Friedensabkommen von Passarowitz 1718 dem Habsburger Reich zugefallen waren.³ Früh erkannte man dem Banat eine Bedeutung zu, die weit über seine militärisch-strategische Lage hinausging. Als eine der Möglichkeiten, die Grenze am südöstlichen Rand der Monarchie politisch dauerhaft zu stabilisieren, sah man auch die „Hebung des wirtschaftlichen Standes“ der Provinz. Der kaiserliche Feldherr Prinz Eugen von Savoyen empfahl schon im Oktober 1716 aus dem Feldlager von Temeswar Kaiser Karl VI., das Banat direkt der Krone zu unterstellen, da es „sowohl wegen der vortheilhaften Situation, Grösse, Cameral-Gefälle als anderen Ursachen, von so nachdenklicher Wichtigkeit sei“⁴. Potenziale zur wirtschaftlichen Entwicklung waren nach der vorherrschenden merkantilistischen beziehungsweise kameralistischen Auffassung⁵ vor allem im Bergbau vorhanden, den die Wiener Zentralverwaltung denn auch kräftig förderte. Zugleich setzte sie auf die Hebung der Landwirtschaft, da sie die günstigen natürlichen Grundlagen zur Entwicklung aller ihrer Sparten für gegeben hielt: für die Acker- und Viehwirtschaft ebenso wie für den Obst- und Weinanbau. Im Werbezettel hob man in erster Linie auf die Eigentumsverhältnisse ab: Den verarmten Bauern im Deutschen Reich wurden zunächst einmal Reichtum und Land versprochen. In Wirklichkeit waren die Lebens- und Wirtschaftsbedingungen, die die Kolonisten im Banat erwarteten, alles andere als wirtlich. In einem internen Bericht nach Wien aus dem gleichen Jahr 1736 wurden sie eher in düsteren Tönen ausgemalt: Der „Commandierende General und Administrations Praesidis“ des Banats, Johann Andreas Graf von Hamilton, schilderte in einem Schreiben an die Wiener Hofkanzlei die ungünstigen klimatischen Verhältnisse und

Seuchen, die übelriechenden Sümpfe und das schlechte Trinkwasser sowie die halb verwilderten Heidelandschaften.⁶ Für die Landwirtschaft waren die Bedingungen auch nach zwei Jahrzehnten Habsburgischer Verwaltung weiterhin ungünstig. Das Territorium war da, was aber fehlte, waren die primären Quellen des Reichtums: Böden und Bauern.⁷ Auf die militärische Eroberung sollte eine zweite, wirtschaftliche Landnahme des Banats folgen. Im Mittelpunkt standen dabei die zwei Säulen der Habsburger Landwirtschaftspolitik: die Ansiedlung und Maßnahmen zur Gewinnung neuer Ackerflächen. Dadurch ließ sich, wie es der deutsche Merkantilist und zwischenzeitliche Wiener Professor Johann Heinrich Gottlob von Justi auf den Punkt brachte, „mitten im Frieden, ohne Krieg und Blutvergießen, und ohne Dero Unthertanen der Gefahr auszusetzen, die herrlichste Acquisition machen. Es ist so gut, als wenn sie sich ein wichtiges herzogtum neu erwürben.“⁸

Die Investition der Habsburger in Böden und Menschen stellte in der wirtschaftlichen Entwicklung des Banats eine tiefe Zäsur dar. Die Habsburger Behörden sahen in den Pannonischen Weiten aber eine *tabula rasa*, die „Befreiung von den Türken“ wurde als eine Art Stunde Null dargestellt. Nun war das Banat zwar vergleichsweise dünn besiedelt, aber keineswegs menschenleer; zu den Untertanen der Habsburger zählte jetzt auch die nach dem Ende der osmanischen Herrschaft zurückgebliebene, überwiegend bäuerliche Bevölkerung der Raitzen (Serben) und Wallachen (Rumänen), auch „Nationalisten“ genannt. Ebenso wenig lagen die Banater Felder brach; dort sicherte sich die autochthone Bevölkerung ihre existenzielle Grundlage, indem sie ihre Viehherden darauf weiden ließ. Für die Habsburger Behörden war die Banater Landwirtschaft jedoch nichts als rückständig, und die Bauern ein Volk von „rohem Wesen“, wie der venezianische Gelehrte Franz Grisellini im aufklärerischen Duktus noch Jahrzehnte später zu berichten wusste.⁹ Womit sich die Habsburger Landwirtschaftspolitik im Banat in Wirklichkeit konfrontiert sah, war also erstens eine Bevölkerung, die sich vormodernen Wirtschaftsformen verpflichtet fühlte, zweitens aber vor allem ungünstige ökologische Bedingungen. Ihr Ziel war es, die Landwirtschaft durch die optimale Nutzung der natürlichen Ressourcen zu fördern, die Arbeitsleistung zu steigern und den Ertrag zu optimieren. Die Wiener Behörden setzten auf die Einführung neuer Betriebsformen und einer neuen Arbeitsverfassung, auf die Gewinnung neuer Anbauflächen von entsprechender Qualität und die Regulierung der Gewässer; sie sorgten für die Entstehung gesunder klimatischer Bedingungen. Das alles setzte zugleich voraus, die Formen der naturalen Ökonomie, wie die Einheimischen sie praktizierten, zu verdrängen. Auf den Banater Feldern wurde der Kampf zwischen dem von der Aufklärung inspirierten Zweckrationalismus einerseits und traditionellen Lebensformen sowie ökonomischen Logiken andererseits ausgetragen. Während jener von den Wiener Planungsstellen aus erst im Banat „angepflanzt“ werden musste, wurzelten diese seit Jahrhunderten fest in den ökologischen Bedingungen des Banats. Das planvolle Anlegen der Dörfer, die regelmäßige Aufteilung der Gemarkung, aber auch Anleitungen zum rationalen Umgang mit natürlichen Ressourcen waren Maßnahmen der Wiener Zentralverwaltung, die die Rationalität *more geometrico* erkennen lassen. „Ordnung ist die Seele der ganzen Landwirtschaft“, sollte Justi später ausrufen.¹⁰ Der Habsburger Staat versuchte im Banat zur gleichen Zeit das durchzuführen, was David Blackbourn für Preußen als Kultivierung der Brüche beschrieben hat.¹¹ Dabei trat eine Rationalität zutage, die auf dem Weg zur Ertragsoptimierung keine Skrupel gegenüber der Natur kannte und vor gewachsenen Biotopen und Ökosystemen nicht Halt machte. Wird man solchen Maßnahmen aber gerecht, wenn man sie als einen Triumphzug

von Politik und Technik, als Sieg des aufgeklärten Willens über die Natur darstellt, wie dies bei Blackbourn der Fall ist? Es handelte sich vielmehr um Versuche zur „Abschaffung der Wildnis“, wie es Rainer Beck für den süddeutschen Raum analysiert hat.¹²

Das Banat, reich an Wasser – so reich, dass das sogar zum Nachteil wurde – erschien den Zeitgenossen als reine Wasserwüste. Dadurch wurde die „Wüste“ zur Chiffre für eine Praxis, die die Ackerflächen einer Gemarkung zunächst nach Bodenqualität klassifizierte und zusammenlegte; auf diese katastrale Homogenisierung folgten dann agrotechnische Kultivierungsmaßnahmen. Die fruchtbaren Flächen wurden weiter gepflegt, die unfruchtbaren nützlich gemacht. Die „Wüsten“ wurden durch die Trockenlegung der Sümpfe, die Regulierung der Flussläufe und die Fruchtbarmachung der Heiden und Hecken kultiviert, was zur Verdrängung von Flora und Fauna oder gar zum Verschwinden ganzer Biotope führte. Mit der „Wüste“ war auch der Diskurs von der Bekämpfung oder „Tilgung“ alles Unerwünschten geboren – das galt für Schädlinge ebenso wie für die extensive Viehwirtschaft der Einheimischen. Indem man Teile der Natur zur Wüste erklärte, kam auch das dichotomische Muster zum Vorschein, das diesem modernen ökonomischen Denken zugrunde lag: „fruchtbar“ – „unfruchtbar“, „nützlich“ – „nutzlos“ oder, übertragen auf den Menschen, „fleißig“ – „faul“. Der Erfolg der Habsburger Landwirtschaftspolitik im Banat hing entscheidend von dem Ergebnis ihrer Kultivierungsmaßnahmen ab – also von der Frage, ob es ihr gelingen würde, die ökologischen Bedingungen für eine effiziente landwirtschaftliche Produktion zu schaffen.

Landnahme *in geographicis et politicis*: ein Wirtschaftsraum soll entstehen

Nach dem Befreiungsschlag von Wien im Jahr 1683 dauerte es noch über drei Jahrzehnte, bis das kaiserliche Heer die osmanische Militärmacht aus dem Pannonischen Becken über die Save-Donau-Linie hinausdrängen und die politische Herrschaft in der Region sichern konnte.¹³ Noch bevor die Kriegshandlungen vorüber waren, hatte die Entscheidung über eine *reincorporatio ad Hungariam* festgestanden. Kaiser Karl VI. unterstrich seinen Anspruch auf das Banat, indem er auf das *jus gladii* zurückgriff, weil das Gebiet „mit unserem Schwert zurückerobert“ worden war. Auch die Hofkammer votierte in einem Vortrag vor dem Kaiser, das Banat zu einem *absolutum inalienabile dominium vel peculium regium* – einem unveräußerlichen königlichen Gut – zu erklären.¹⁴ Dieser Anspruch konnte erhoben werden, weil auf dem Banater Gebiet „keine Stände oder Domini Terrestres [Grundherrschaften] vorhanden“ waren.¹⁵ Nach über 150 Jahren osmanischer Herrschaft stieß man weder auf Überreste des ungarischen Adels noch auf Institutionen, auf die man die Herrschaft hätte aufbauen können. Im Lande waren nur autochthone „Nationalisten“ verblieben, die von ihrer geistlichen Obrigkeit repräsentiert wurden. Ohne die alte Komitatsverfassung zu lassen und auf die ständische Ordnung Rücksicht nehmen zu müssen, wurde das Banat als reeller territorialer Zugewinn für die Krone verbucht. Auf Anraten von Eugen von Savoyen erhielt das Banat den Status einer „abgesonderten Provinz“¹⁶, genauer, es wurde zu einer Kameralprovinz erklärt. Es wurde durch eine „ex Parte Militari et Camerali gemeinschaftlich zusammengesetzte Administration regiert und verwaltet“¹⁷, also durch eine Verwaltung, die in zivilen Angelegenheiten direkt der Hofkammer zugeordnet war und militärisch dem Kriegsrat in Wien unterstand. Im „Institutum [...] der neuen Banater Administration“

(1718) sanktionierte Kaiser Karl VI. diesen Plan. Aus dem neuerworbenen Landstrich im Pannonischen Becken sollte eine Verwaltungseinheit gemacht werden – „in politicis, Oeconomicis, Provincialibus und dem Iustiz Wesen“.¹⁸

Die Wiener Zentralstellen hatten *de facto* direkten Einfluss auf die Gestaltung ihrer Politik im Banat. Sie konnten – im Unterschied zu den alten Kronländern – die Etablierung der Verwaltungsstrukturen und Herrschaftsformen nach eigenen Vorstellungen frei gestalten. Es brauchte keine Rücksicht auf überkommene institutionelle oder gewohnheitsrechtliche Bindungen vor Ort genommen zu werden. Im Unterschied zu Preußen musste der Habsburger Staat nicht vor dem Landrat halt machen – er schickte ihn selbst in die Region, ausgestattet mit einem Auftrag ganz im Sinne der Metropole. Dennoch brauchte dieser Prozess eine lange Anlaufzeit. Die „Chorographia“, der Bericht des zweiten Statthalters Hamilton von 1734, liest sich unter anderem auch als Resümee der ersten zwanzig Jahre kaiserlicher Politik im Banat. Zwar sind die dort erwähnten Erfolge von Hamiltons Vorgänger, dem ersten Verwalter des Banats, Florimund Graf von Mercy¹⁹ (1718–1734), nicht von der Hand zu weisen, doch die Liste der unerledigten Aufgaben ist nicht kürzer. Jedenfalls betrachtete Hamilton das Banat als „ein noch rohes und ohneingerichtetes Land.“ Damit bemängelte er nicht nur die fehlenden Institutionen, sondern auch die Abwesenheit von „fähigen Beamten“. Er vermisste sogar „Gesetz und Ordnung“²⁰.

Auch einige Jahrzehnte später schien sich die Lage nicht wesentlich gebessert zu haben. Kaiser Joseph II. kritisierte bei seinen drei Reisen in das Banat (zwischen 1768 und 1773)²¹ den desolaten Zustand der Administration: Einerseits warf er den Staatsbeamten Korruption vor, andererseits Willkür, da sie die Dienste der Bauern so in Anspruch genommen hätten, dass sich kaum ein Unterschied zu grundherrschaftlichen Verhältnissen erkennen ließe.²² Die „Einrichtung in Oeconomicis“ fiel in die Zeit, als im Habsburger Reich die Wandlung vom Domänen- zum Steuerstaat im Gange war.²³ Zwar stieg der Geldbedarf der Monarchie permanent: Es mussten die Kriege gegen Preußen, der Spanische Erbfolgekrieg sowie der Krieg gegen das Osmanische Reich finanziert werden. Zwischen 1711 und 1765 wuchs die Verschuldung von 60 auf 275 Millionen Gulden an.²⁴ Doch der erhöhte Geldbedarf war nicht allein auf die wachsenden Kriegsausgaben zurückzuführen – auch die Zentralisierungspolitik des Staates verlangte zusätzliche Finanzmittel. Und das Banat als exponierter Schauplatz solcher Prozesse wurde zum Kostenfaktor der Monarchie. Als Prinz Eugen von den Vorzügen des Banats und dessen „Camerale-Gefälle“ sprach, hatte er zusätzliche Steuerquellen für die Reichskasse im Sinn – was zur Voraussetzung hatte, dass sich die Region wirtschaftlich selbst tragen könnte. Einer der größten Schwachpunkte des absolutistischen Staates waren aber nicht etwa die mageren Einkünfte aus traditionellen Quellen wie Grund- und Gutsherrschaften, Forstwirtschaft, Lehensgebühren oder dem Verkauf von Ämtern, Regalien und so fort; vielmehr war es die durch fehlende Zuständigkeit und Organisation bedingte Unfähigkeit, die Steuereinnahmen auch tatsächlich in die Staatskasse zu leiten.²⁵ Im erwähnten Vortrag der Hofkammer vom 30. Januar 1716 wurde der Kameralstatus des Banats gerade dadurch unterstrichen, dass man die Lehre aus den Erfahrungen von Szege-
din, Ofen oder Esseg gezogen hatte, wo die adelige Grundherrschaft den Untertanen so viel an Zehnt, Dienst und Robot abverlangte, dass dem Staat nichts mehr übrig blieb.²⁶ Im Banat wurde es also möglich, einige Formen der modernen Wirtschaftspolitik, nämlich den direkten Zugriff des zentralistischen Staates auf Steuern und Zolleinnahmen, zu verwirklichen. Jedenfalls konnte dort gewährleistet werden, was in anderen Teilen der Monarchie nur wün-

schenswert war: die Regelmäßigkeit und Sicherheit der Steuereinkünfte.²⁷ Schon von Beginn an wurde eine intensive Wirtschaftspolitik betrieben, die das Banat für alle Bereiche der Ökonomie zu öffnen versuchte: die Ansiedlung der Manufakturen, die Intensivierung des Handels, die Förderung des Bergbaus.²⁸ Hamilton gibt in seinem Bericht einen Überblick über die Manufakturen, die zu dieser Zeit entstanden: „Glaßhütten, Lederhauß, Eißenhammern und Nagelschmieden, Meßinghammer, Papier Mühle, Tapezerie Fabrique, Cordovan Verfertigung und insbesondere die Seidenmanufakturen.“²⁹ Während im Bericht auch dem Bergbau besondere Aufmerksamkeit gewidmet wurde, beschränkte sich Hamilton bei der Landwirtschaft eher auf einige allgemeine deskriptive Hinweise; statt auf Ergebnisse konnte Hamilton lediglich auf die günstigen Bedingungen für Ackerbau, Viehzucht, Wein- und Obstbau sowie Honigproduktion verweisen.³⁰ In Wirklichkeit spielte die Landwirtschaft aber eine viel zu bedeutende Rolle, um sie nur auf die Funktion einer Rohstofflieferantin für die Manufakturproduktion zu reduzieren. Die Förderung der Landwirtschaft war nicht nur erwünscht, etwa der gewerblichen Pflanzen wegen; sie war notwendig, denn letztlich fürchtete man in Europa zu dieser Zeit nichts so sehr wie Engpässe bei der Lebensmittelversorgung. Die Folgen der letzten Hungersnot von 1709/10 müssen im Kaiserreich noch spürbar präsent gewesen sein. Weil ein Binnenwirtschaftssystem des Reiches damals noch nicht existierte, konnte jede Missernte in eine Katastrophe münden. Solche Probleme wurden mit lokalen Kräften und Mitteln, also durch regionale Selbstversorgung gelöst.³¹ Im Banat stieg die Nachfrage nach Nahrungsmitteln zusätzlich durch die Präsenz des Militärs und nun auch durch den Verwaltungsapparat. Dabei war das Militär zu einem bedeutenden wirtschaftlichen Faktor geworden. Zum einen löste die Stationierung der Truppen eine ausgedehnte Bautätigkeit im Banat aus: die pannonische Landschaft wurde von einem Straßennetz überzogen, das in erster Linie zur schnelleren Marschbewegung der Truppen dienen sollte; es wurden Ortschaften befestigt oder neue Festungen gebaut und Kasernen angelegt. Besonders Temeswar wurde zum Schauplatz umfangreicher militärischer und ziviler Baumaßnahmen. Zum anderen steigerte das Militär die Nachfrage nach Nahrungsmitteln – neben Fleisch etwa Weizen oder Roggen für die Soldaten oder Futtergetreide für die Kavallerie. Noch 1733 stellte der *Fundus Militari* den größten Ausgabenposten im Banater Budget dar; die Fortifikationskosten rangierten noch vor den Investitionen in den Bergbau.³² Von ebenso großer Bedeutung für den Habsburger Staat war es, selbst als Unternehmer auftreten zu können. Im Banat tat er das als Pächter der Weideflächen, Besitzer von Manufakturen, Bergwerken, Handelsgesellschaften oder als Finanzier großer Projekte wie Straßen- und Kanalbauten oder die Schiffbarmachung der Donau. Nicht zuletzt sicherte sich der Staat das Monopol auf Salz und Alkohol. Für den von finanziellen Engpässen bedrohten Habsburger Staat war es auch wichtig, Teile der Banater Ressourcen, vor allem die Bergwerke, kurzfristig in Hypothek geben zu können.³³

Das Territorium war also militärisch erobert und politisch inkorporiert, doch für den Ausbau der Landwirtschaft mussten angesichts der herrschenden ökologischen Verhältnisse erst fruchtbare Ackerflächen gewonnen werden. Die Hebung der Landwirtschaft im Banat setzte also eine intensive und langwierige Auseinandersetzung mit den Primärfaktoren Wasser, Boden und Klima voraus. Der Ausbau des Banats und seiner politischen und ökonomischen Strukturen zu einer Reichsprovinz stand im Zeichen der Auseinandersetzung mit den lokalen Naturbedingungen. Da sich die Landwirtschaft auf die physische Kraft nicht nur von Tieren, sondern auch von Menschen – und hierbei insbesondere auf den intensiven

Einsatz manueller Arbeit – stützte, wurde neben den natürlichen noch ein anderer Faktor mobilisiert: die Bevölkerung. Der „gegebene Populationsstand einer Provinz [ist] der wahre Maßstab ihrer innern Kräfte“, summierte Franz Griselini.³⁴ Das Banater Gebiet entbehrte in den Augen der Zeitgenossen „in seiner weiten Ausdehnung des genügenden Volkes“³⁵ und wurde oft auch als menschenleer bezeichnet. Eine „Wiederbevölkerung“ war also notwendig, weil die Weiten des Pannonischen Beckens für die damaligen Verhältnisse dünn besiedelt waren – hier lebte auf einer Fläche von einem Quadratkilometer im Durchschnitt eine, in Niederösterreich hingegen dreißig Personen.³⁶ Manche Landstriche des Banats müssen auf Zeitgenossen gewirkt haben wie „nur lauter weit ausgedehnte Wüsten“.³⁷ Jedenfalls fehlte es an „arbeitenden Händen“, um die landwirtschaftliche Produktion zu intensivieren. Die Hebung der Landwirtschaft vollzog sich als komplementärer Prozess der *Cultivierung* des Bodens und der *Peuplierung* der Region. Im Unterschied zur landwirtschaftlichen Entwicklung der Zeit – in England fehlte es an Land, in den Kolonien an Menschen – waren im Banat bessere Böden und ein Mehr an Menschen gleichermaßen unentbehrlich.

Die zweite ‚Landnahme‘ des Banats durch die Impopulation

Die „Peuplierung“

Der extensiven Politik der Landnahme, also der Erweiterung der landwirtschaftlich genutzten Flächen, stand die Ansiedlung gegenüber, also die Vergrößerung der arbeitenden Bevölkerung. Griselini brachte es prägnant auf den Punkt: „Wo die Population gering ist, da liegt auch der Ackerbau darnieder und das edelste Geschenk der Vorsicht, ein fruchtbarer Boden, wird vernachlässigt.“³⁸ Das Ansiedlungskonzept für das „fast gänzlich zu Grund gerichteten und abgeödeten Erb-Königreich Ungarn“ und damit für das Banat war in Wien bereits Ende des 17. Jahrhunderts festgelegt worden.³⁹ Dass es schon ab 1722 umgesetzt werden konnte, ist auf diese Pläne zurückzuführen. Denn die Umsiedlung der Bevölkerung – im Jargon der Zeit die „Verpflanzung“ – dauerte das ganze 18. Jahrhundert über und wurde überwiegend in staatlicher Regie durchgeführt.⁴⁰ Aber ähnlich wie die Landnahme im Sinne der Fruchtbarmachung der Böden, der Regulierung der Gewässer und Ähnlichem, hatte auch die Ansiedlung eine qualitative Dimension. Nun wurde die „Cultivierung“ – ursprünglich als Bestellung und intensive Pflege der natürlichen Umgebung definiert – semantisch auf die Natur des Menschen ausgeweitet. Überhaupt war das 18. Jahrhundert das Zeitalter der Entdeckung der „Naturalität der Bevölkerung“.⁴¹ Obwohl die Ansiedlung der katholischen Deutschen aus dem Reich für die größten Migrationsschübe verantwortlich war, lässt sich die Peuplierung des Banats keineswegs auf die drei so genannten „Schwabenzüge“ reduzieren.⁴² Mehr noch, die Bevölkerungspolitik der Habsburger beschränkte sich nicht auf die *Impopulation* – weder im Allgemeinen als Umsiedlung der Bevölkerung noch im Besonderen als Ansiedlung der Deutschen. Die „Türkenkriege“ lösten regelmäßig Flüchtlingswellen unter der slawischen Bevölkerung aus, sodass das Banat eines der bevorzugten Migrationsgebiete der Region wurde. Außerdem verstärkte die Wiener Hofkanzlei ihre Werbeaktivitäten auch südlich der Save-Donau-Grenze.⁴³ Dass die Deutschen mit dem Versprechen auf umfassende Privilegien ins Banat gelockt wurden, stand also keineswegs im Widerspruch

dazu, dass sich der Staat auch um die Gunst der „Haupt Nationen“ bemühte. Was der Staat im Grunde brauchte, waren stets die „guten Christen, fleißigen Wirte, getreuen Untertanen und richtigen Kontribuenten“⁴⁴ – über alle Unterschiede hinweg, die zwischen den mannigfaltigen Bevölkerungsgruppen bestanden. Hamilton beschreibt in seinem Bericht den Zustand der Alteingesessenen in der ethnographischen Manier eines „Missionars im Ruderboot“ – nach ihrer Kleidung, ihren Ernährungsgewohnheiten, Wohnbedingungen, Besitzverhältnissen, Umgangsformen oder ihrem Wissensstand – und bewertet diesen Zustand ohne Umschweife als „miserabel“.⁴⁵ Wie selbstverständlich wurden daraus auch unmittelbare Rückschlüsse auf den wohl niedrigen kulturellen Stand dieser Reichsbewohner gezogen. Noch Jahrzehnte später schrieb Grisellini von Menschen mit bloß „tierischen Bedürfnissen“, von den „seelenlosen Maschinen, nichts besser, als was neben ihnen in den Wäldern wohnte“.⁴⁶ Was hier als Grundmuster der aufklärerischen normativen Taxonomie zum Vorschein kommt, sollte sich bei den Bevölkerungsgruppen im Banat im Laufe der Zeit zu ethnischen Stereotypen verdichten. Die Wiener Behörden sahen die autochthone Bevölkerung jedoch nicht als amorphe Masse, sondern machten durchaus funktionale Unterscheidungen. Dabei galten auch wirtschaftliche Leistungen als wichtiges Kriterium, was zudem eine weitere Grundlage für die ethnische Typisierung war. Jeder dieser „Nationes“ wurde damit ihr spezifischer Stellenwert in der Banater Wirtschaft zugeschrieben. So konnte auch ein „übel beruffenes Volck“ wie die „Ziggeuner“ durchaus als „nothwendig“ eingestuft werden, denn sie lieferten „alles was der LandMann in Eißenwerck immer von nöthen haben mag“.⁴⁷ Die wirtschaftliche Nützlichkeit konnte die kulturellen oder konfessionellen Differenzen aber nicht immer gänzlich überdecken. So mussten sich die Juden dem Befehl Prinz Eugens beugen und Temeswar gleich nach seiner Besetzung 1718 verlassen. Diese Maßnahme war im Wesentlichen ethno-konfessionell motiviert, dennoch wurden auch politische und ökonomische Argumente vorgeschoben: Die Juden seien eher den Osmanen zugewandt und einer christlichen Herrschaft gegenüber illoyal, und vor allem gefährdeten sie die Banater Wirtschaft, indem sie durch ihre Geschäfte das Geld eher außer Landes schafften.⁴⁸ Ähnlich traf auch Hamilton in seiner Beschreibung die Unterscheidung, ob eine Bevölkerungsgruppe „dem Land mehr schädlich oder nützlich [seynd]“⁴⁹. Im Grunde galt die wirtschaftliche Nützlichkeit als eines der zentralen Kriterien der Bevölkerungspolitik.

Zeichnete sich die Habsburger Bevölkerungspolitik bei der Impopulation der Deutschen – in ihren Teilaspekten wie Anwerben, Transferieren und Ansiedeln – durch eine planvolle Organisationsleistung aus, so verfolgte sie im Umgang mit den einheimischen „Nationalisten“ die Politik der Sesshaftmachung. Wenn Hamilton den Raitzen und Wallachen eine Neigung zum „Transmigrieren“ bescheinigte,⁵⁰ bezog sich das nicht nur auf die nomadisch betriebene Viehwirtschaft. Für die Verwaltung bedeutete es in erster Linie, dass der Staat die genaue Zahl der Untertanen nicht ermitteln, und vor allem keine ungehinderte Verfügungsgewalt über die „Kontribuenten“ und „Konskribenten“ erlangen konnte. Das war gegen den Geist einer guten Polizei, die stets direkten Zugriff auf Leib und Leben der Untertanen haben musste. Das Ansiedlungsprojekt selbst war als Gegenentwurf zum herrschenden Nomadismus angelegt. Als probate Mittel dafür galten in beiden Fällen die Bindung der Menschen an ihr Eigentum, die Verhältnismäßigkeit der Abgabenlasten und nicht zuletzt eine verträgliche Regelung der Beziehungen zwischen Staat und Untertanen. Von dieser Sorge des Habsburger Staates um die „Verwurzelung“ der Untertanen waren im Übrigen auch die Deutschen nicht ausgenommen. Zu diesem Zweck wurde den „Pflanzlern“ – so der zeitge-

nössische Jargon für deutsche Ansiedler⁵¹ – einerseits eine Steuerfreiheit von sechs Jahren gewährt; die errechnete „natürliche“ Zeit, die notwendig war, um eine feste „Bindung an die Scholle“ zu knüpfen. Andererseits vollzog sich die Verwurzelung als Prozess der Kontrolle der Untertanen: Zunächst wurden die Kolonisten durch die Erteilung von Pässen genau erfasst und bei der Umsiedlung wurde ihre Bewegung an den Kontrollpunkten akkurat registriert; im Banat angekommen, erhielten sie dann das so genannte „Büchl“, ein Heft, in dem die Abzahlung der Vorschüsse registriert wurde.⁵² Der deutsche Kolonist wurde also durch den Ansiedlungsvertrag und das Kreditwesen in ein engmaschiges Kontrollraster gefasst, das sowohl seine räumlichen Bewegungen als auch seinen Besitzstand festhielt. An die Stelle der personengebundenen Untertanenverhältnisse der Grundherrschaft traten im Banat formalisierte Vertragsverhältnisse, in denen beide Seiten – der Staat und die Bauern – ihre Interessen verbrieft hatten.

Vor allem im Falle der deutschen Kolonisten lässt sich die Impopulation als Projekt der Vergemeindung bezeichnen. Die aus unterschiedlichen Teilen des Reiches angesiedelten Kolonisten mussten aus der Siedlung, die man ihnen nun zuwies, im Prozess der geteilten Erfahrungen das Dorf als ein soziales, wirtschaftliches und kulturelles Gefüge erst entstehen lassen. Zugleich mussten die angestammten Strukturen der einheimischen Bevölkerung in den bestehenden Dörfern in neue überführt werden. Dieser Prozess wurde noch komplexer, wenn die Ansiedlung der Kolonisten in serbischen oder rumänischen Dörfern erfolgte. Diese Akkulturationsprozesse verliefen mit unterschiedlichen Ergebnissen.⁵³ Lief die Ko-



[Abbildung siehe Druckfassung]

Abbildung 1:
Planskizze des Dorfes Moravica
Quelle: Grisellini, Versuch,
wie Anm. 9, Tafel II.

lonisierung auf Gemeindeebene in der Regel auf die sichtbare räumliche Trennung beziehungsweise ethno-konfessionellen Segregation zwischen den Dörfern, aber auch innerhalb des gleichen Dorfes hinaus, bedeutete sie auf der regionalen Ebene einen sichtbaren Schub der berufsspezifischen und sozialen Differenzierung der Banater Gesellschaft. Angeworben wurden zwar in erster Linie Bauern, gekommen waren aber auch Handwerker, die sich vor allem durch eine spezifische Arbeitskultur auszeichneten. Mit der Stationierung des kaiserlichen Heeres und der Etablierung des Verwaltungsapparats wurde deutlich, dass sich die lokalen Eliten nicht durch eine adelige Obrigkeit herausbildeten, sondern über den von Wien aus gesteuerten, militärisch-bürokratischen Apparat.

Die Wertschätzung der Bauern

Nun erfuhr der Bauernstand im 18. Jahrhundert eine gestiegene Wertschätzung. Justi bezeichnete die Bauern als „Classe der Menschen, welche die Landwirtschaft treiben, worauf [...] die Macht und Glückseligkeit des Staats, ja! Man kann sagen, der Wohlstand aller andern Stände und Classen des Volks“ fuße.⁵⁴ Die Glückseligkeit – im absolutistischen Verständnis eine der tragenden Säulen staatlicher Legitimität – ist hier weniger im Sinne eines *pursuit of happiness* gemeint, also der gesetzlich geschützten Freiheit der Person, nach dem individuellen Glück zu streben. Vielmehr ist sie als obrigkeitlich definierte, geregelte und gewährte Wohlfahrt der nach wie vor ständisch organisierten Menschen gemeint. Ulrich Engelhard spricht in diesem Zusammenhang von der „verwalteten Eudaimonie“⁵⁵: Der Staat glaubt zu wissen, was eine bäuerliche Familie zum Leben braucht, und greift unmittelbar in die Bedürfnisse seiner Untertanen ein. Die Aufklärung sollte den Bauern zum rational wirtschaftenden Produzenten heranbilden; im sogenannten aufgeklärten Absolutismus der Habsburger sollte sie allerdings vor der politischen Emanzipation Halt machen.⁵⁶

Dass der Bauernstand auch im Habsburger Reich eine gestiegene Wertschätzung erfuhr, hatte freilich handfeste Gründe: Den Bauern kam die primäre Rolle bei der Lebensmittelversorgung einer wachsenden und von Hungerskrisen heimgesuchten Bevölkerung zu. Der führende österreichische Merkantilist Johannes Becher hielt die Bauern für den „nöthigste[n] Stand zur gemeinen Nahrung“.⁵⁷ Gleichzeitig wurde der Bauer als Lieferant von Rohstoffen und Arbeitskraft für die expandierenden Manufakturen unentbehrlich. Die Habsburger Monarchie, die vor allem ein barockes Prunkgewand überzustreifen vermochte, schuf auch für diesen profanen Zusammenhang ein universelles *signé*: Kaiser Joseph II., der den Pflug führt. Die Furche von Slavkovic sollte das Primat der Landwirtschaft unterstreichen, die Bedeutung der Bauern als „fleißige Wirte“ und „richtige Kontribuenten“ hervorheben und die Unentbehrlichkeit des Bauernstandes für die Habsburger Gesellschaft veranschaulichen. So wurde der Holzpflug des mährischen Bauern Trnava zur Insignie eines volksnahen Kaisers und einer vermeintlichen ständeübergreifenden Allianz im Reich. Zwar lässt sich diese Geste des Kaisers als Teil des politischen Kalküls verstehen, in den zeitgenössischen Wirtschaftslehren wurde dem Bauernstand jedoch der absolute Stellenwert eingeräumt, denn er war unmittelbar an die Bedeutung des Ackerbaus gekoppelt. So war der Ackerbau für Becher mit „nichts zu vergleichen/oder vorzuziehen/nicht nur darum/daß es ehrlicher und aufrichtiger darbey zugehet/als bey allen anderen Handthierungen.“⁵⁸ In diesem Kontext stehen auch zwei der drei Reisen Josephs II. in das Banat. Mit dem ersten Besuch von 1768

fung die Praxis seiner Inspektionsreisen in die Provinzen außerhalb der Kronländer überhaupt erst an.⁵⁹ Auf der Grundlage der dort gemachten Beobachtungen entstand auch der denkwürdige Bericht mit dem vernichtenden Urteil über die Lage der Landwirtschaft und der Bauern im Kaiserreich. Die darin erhaltenen, von der physiokratischen Lehre inspirierten Verbesserungsvorschläge waren noch gewöhnungsbedürftig und konnten erst in der Folgezeit gewisse Wirkung zeigen. Mit der Peuplierung wurde der Differenzierungsprozess im Banat nun durch das bäuerliche Element vertieft. Mit der Ansiedlung wurden die Bedingungen für spezifische Arbeitsverhältnisse im Banat geschaffen und damit auch die Grundlage für die Wirtschaftsweise gelegt. Sie erstreckten sich von der Vermessung des Bodens und der Ordnung des Hotters bis zur Gründung der Höfe.

Dispositive der Landwirtschaft

Die Betriebsstruktur

Die Peuplierung mit ihrer Verschiebung von Menschen, darunter auch ganzen geschlossenen Dörfern, mit der Inbesitznahme der Landstriche und dergleichen, mag teilweise der militärischen Manier der Truppenbewegung, einem „Finesieren und Manoeuvrieren“, geähnelt haben⁶⁰; nicht zuletzt wurde die Besiedlung auch von militärischer Rhetorik begleitet und als Vordringen auf fremdes Territorium oder schlicht als Eroberung bezeichnet. In der Tat lag dem Imperativ der Bodenkultivierung das gleiche Denkmuster zugrunde, das auch die Militärstrategie bestimmte: eine Rationalität, die sich im Wesentlichen auf Geometrie stützte.⁶¹ Im Barock betrachtete man jene Werke und menschlichen Verhaltensweisen als gelungen, die eine wohlproportionierte, kalkulierte Form erreichten, und dabei nach Möglichkeit regelmäßigen Rhythmen, Abläufen und Anordnungen unterlagen. Die Welt nahm die Gestalt eines Mechanismus an, sie wurde als Uhrwerk, als eine wohlorganisierte Einheit empfunden.⁶² Die Ansiedlung im Banat bot dem Habsburger Staat Freiräume, das rationale Muster voll zu entfalten – von der Vermessung des Bodens, seiner Zuteilung an die Kolonisten, der Anlegung der Dörfer bis hin zur Gestaltung der Einzelhöfe. Hier lässt sich das von Johannes Kunisch formulierte Reglementierungsmuster des Staates als „Sozialgeometrie“ deutlich erkennen.⁶³

Die Strukturierung der Gemarkung (in der zeitgenössischen Sprache „Hotter“) ließ mehrere funktionale Segmente entstehen, wobei Flur und Dorfsiedlung ihre zentralen Elemente bildeten. Die Strukturierung wurde von Fachleuten durchgeführt, stets waren „Erd-Messer“, wenn nicht gar „Ingenieurs“ am Werk.⁶⁴ Der Blick auf die detaillierten Dorfpläne macht auf die geometrische Ordnung der Flur aufmerksam, auf eine klare räumliche Trennung der Ackerbauflächen, Wiesen- und Weidenareale.⁶⁵ Im Besonderen sollten die „Ackerfelder [...] in drey Tafeln, oder so genannte Breiten abgetheilt werden.“⁶⁶ Einige dieser Ackerbauflächen, die so genannten Kalkaturen, wurden mit Winter-, die anderen mit Sommerfrüchten bestellt, und die dritten brachgelegt. Das rationale Muster geht nicht nur aus der geregelten Fruchtfolge hervor; davon zeugt vor allem die strikte geometrische Anordnung der Flur, in der die gleichmäßige, längliche Form dominiert. Sie war bekanntlich vor allem der vorherrschenden Pflugkonstruktion, dem Beetpflug, geschuldet.⁶⁷ Dieser ließ sich nur mühsam

wenden; auf den langgestreckten Ackerparzellen musste weniger oft die Pflugrichtung gewechselt werden.⁶⁸ Die Bauernhöfe wurden in so genannte Sessionen aufgeteilt, woraus sich dann ganze, halbe und so genannte Viertelhöfe ergaben. Eine ganze Session betrug 37 Katastraljoch⁶⁹ und setzte sich im Banat aus 24 Katastraljoch Acker, sechs Katastraljoch Wiesen, sechs Katastraljoch Weide und einem Katastraljoch Haushof zusammen.⁷⁰ Die Größe der zugeteilten Session richtete sich nach der Größe der Familie, genauer: nach der Zahl der „arbeitenden Hände“. Auf dem Rechenweg kam man in den Wiener Behörden offensichtlich zu einer Formel für die optimale Mischung der Besitzgrößen in einer Gemeinde. So galt es, möglichst zu vermeiden, dass nur Viertelsessionen verteilt wurden, und gleichzeitig darauf zu achten, dass die ganzen Sessionen nicht überwogen.⁷¹ Dabei ging das Land, das sich in Kameralbesitz befand, nicht in bäuerliches Eigentum über, sondern wurde in Pacht gegeben. Zur „Sozial-Geometrie“ des Raumes war somit die „Sozial-Arithmetik“ der Bevölkerung hinzugekommen.

Die Strukturierung des Hotters wurde durch die Bestimmung der Hutweide vervollständigt. Sie wurde zwischen der Dorfsiedlung, dem urbanen Teil, und den Ackerfeldern angelegt, ein grüner Gürtel, „immer gleich am nächsten um das Dorf herum angetragen“. Die hier gemeinte Hutweide ist nicht mit der üblichen Gemeindeweide zu verwechseln, denn sie war nicht als eigentlicher Teil der Dreifelderwirtschaft gemeint, sondern als Aushilfsfläche für Melkkühe, die über Mittag gemolken wurden, und vor allem als Weidefläche für das Vieh der Nichtbauern im Dorf, der Handwerker oder des Dorfschullehrers.⁷² Durch eine solche Struktur erübrigte sich der in Mitteleuropa so charakteristische Prozess der „Gemeinheitsteilung und Verkopplungen“⁷³. Im Zentrum des Hotters stand die Dorfsiedlung. Die deutschen Kolonisten wurden entweder, wie in der ersten Kolonisierungswelle der 1720er Jahre, in den bestehenden raitzischen oder wallachischen Dörfern angesiedelt, oder es wurden Areale für die Anlage einer ganz neuen Siedlung bestimmt. Zwar gab es anfänglich kein festes Schema für die Anlage von Dörfern, doch in den 1770er Jahren erreichte die planvolle Ansiedlung ihren Höhepunkt: „Geometrische Ausmaße [sind] die Grundsäule, auf welche das ganze Ansiedlungsgeschäft gebauet werden muß“.⁷⁴ Dadurch erhielten die neu angelegten Dörfer eine regelmäßige Struktur, sei es nach dem Schachbrettmuster, sei es als Straßendörfer oder in Kreisform.⁷⁵ Auch die bestehenden Haufendörfer der „Nationalisten“ konnten dieser allgemeinen Begradigungstendenz nicht entkommen; seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurden sie fast ausnahmslos in geregelte Anlagen umgewandelt.⁷⁶

Das geometrische Muster der Dorfanlagen ergab sich aus der geometrischen Form der Hofstellen, deren Einheitsmuster genau vorgeschrieben war: „Der innere Hausgrund muß 75 bis 100 Klafter lang, und 12 bis 15 Klafter breit, die Gebäude aber alle nur auf einer Seite des Hausgrundes, mit der einen GÜBELWAND auswärts gegen die Gasse solchergestallten gebauet seyn, daß zwischen den Gebäuden zweier Nachbarn ein zwischen Raum wenigstens von 9 Klafter weit frei bleibe.“⁷⁷ Das gleiche bezog sich auch auf die Hausarchitektur, mit dem identischen Grundmuster in der Anordnung der Wohn- und Wirtschaftsräume; jeder Kolonist hatte allerdings die Freiheit, „auf eigene Unkosten nach Belieben ein größeres, schöneres und bequemerer Haus zu bauen“.⁷⁸ Die Kolonisten wurden als Produzenten mit Grundstücken beschenkt und mit materiellen Mitteln ausgestattet, als Dorfbewohner bezogen sie Häuser mit identischem Grundriss, mit gleicher Anordnung der Räume und von gleichem Aussehen. Die geometrische Ordnung der Flur stand in erster Linie in der Funktion, die materielle Kraft der Banater Bauern zu stärken.

Die Arbeitsverfassung

Die mit der Ansiedlung antizipierten Eigentumsverhältnisse und die materielle Ausstattung der Ansiedlerhöfe machen außerdem deutlich, dass als Betriebsform die Familienwirtschaft angestrebt wurde. Aus der Verteilung der Felder war die Absicht unverkennbar, die Dreifelderwirtschaft zu forcieren. Die „Impopulations-Haupt-Instruction für das Banat“ von 1772 schrieb vor, die Felder so zu bewirtschaften, „daß alle Jahr eines davon brach liegen bleiben könne. Dieses ist zu verstehen, daß ein jeder Bauer ein jedes Drittel seiner Acker in einem andern Felde haben müsse, damit alle Jahr das ganze Dorf ein Drittel ihrer Acker zugleich liegen lassen, und solches Brachfeld zu Viehweide gebrauchen kann.“⁷⁹ Die Habsburger führten die Dreifelderwirtschaft ein, ja verordneten sie zu einer Zeit, als sich in Europa bereits die Wechselwirtschaft ausgebreitet hatte. So hielt der deutsche Kameralist Justi die Haltung der Brache für eine Vergeudung von Ressourcen. In den Erbländern der Monarchie etwa war die Besömmerung alles andere als unbekannt; vor allem der Anbau von Leguminosen und Klee wurde dort forciert. Immerhin erhob Kaiser Joseph II. den Propagandisten des Kleeanbaus, Johann Christian Schubart, 1784 in den Adelsstand – zum Edlen von Kleefeld.

Im Banat hingegen war das Dreifeldersystem eigentlich ein Novum. Wir wissen wenig Genaues über die tatsächlichen Bodennutzungspraktiken der autochthonen Bevölkerung; deren von Hamilton erwähnte Lieblingsspeise, die Mamaliga (Maispolenta), lässt aber auf einen verbreiteten Maisanbau schließen. Dafür sprechen auch Empfehlungen in mehreren kaiserlichen Instruktionen, den Anbau von Mais zugunsten von Halmgetreide, vor allem Weizen und Roggen, zu reduzieren. Da aber die Viehzucht den Kern der landwirtschaftlichen Tätigkeit der einheimischen Bauern ausmachte, ist davon auszugehen, dass ein Teil der Grundstücke auch als Wiese zum Heumachen gedient hat. In der Kombination mit dem Maisanbau lässt dies auf eine Feldgraswirtschaft schließen. Der sagenhaft fruchtbare Banater Boden – Kaiserin Maria Theresia warnte im „Wirtschafts-Institutum“ vor einer Überdüngung – würde eher für das Einfeld-Anbausystem sprechen, bei dem man einen Teil der Gründe auf Jahre hinaus als Wiesen anlegte und den anderen Teil alljährlich mit dem „ewigen Mais“ bestellte. Vieles spricht dafür, dass die Dreifelderwirtschaft stufenweise auch von den Nationalisten akzeptiert wurde. Denn mit der Umwandlung ihrer Dörfer – also etwa der Anlage von Straßen und Häuserzeilen – wurden auch ihre Grundstücke und ihr Gemeindeland der Melioration des Hotters unterworfen. Analog zur Praxis der Steuereinzahlung, bei der ein pfleglicher Umgang mit der autochthonen Bevölkerung geübt wurde, um den Unterschied zur Willkür des osmanischen Haradsch-Systems spürbar zu machen, hoffte man vermutlich auch bei der Umstellung auf das neue Anbausystem, das Vertrauen der Einheimischen zu gewinnen. Nicht zuletzt sollten die Ergebnisse selbst von der Überlegenheit der Dreifelderwirtschaft zeugen. Die Verwaltung setzte also auf die Macht der Verordnungen und hoffte zugleich auf das steigende Interesse an effizienteren Produktionsformen bei den autochthonen Bauern. Da Innovationen Zeit brauchen, bis sie sich durchgesetzt haben, dürften auch im Banat vorerst unterschiedliche Anbausysteme parallel existiert haben. Allerdings zeigt eine andere Analogie – die Einführung neuer Kulturen –, dass die Durchsetzung der neuen Maßnahmen nicht immer konfliktfrei verlief. Der Kartoffelanbau hat in der Forschung unzweifelhaft einen paradigmatischen Ruf erlangt, und auch im Habsburger Reich war die Einführung der Kartoffel ein sagenumwobenes Unternehmen.⁸⁰ Im Banat selbst fiel diese Rolle aber nicht der Kartoffel, sondern den Maulbeerbäumen zu. Dass die staatliche Verordnung

zu deren Anpflanzung bald um ein Strafregister, sogar mit Androhung der Todesstrafe⁸¹, erweitert werden musste, zeugt einerseits von der mangelnden Akzeptanz des Neuen bei den Bauern; andererseits belegt es das grundsätzliche Misstrauen der Verwaltung den Bauern gegenüber. In der Tat gingen die permanenten Rückschläge bei der Seidengewinnung nicht nur auf die Wetterverhältnisse zurück, sondern auch auf Sabotageakte der Bauern selbst.

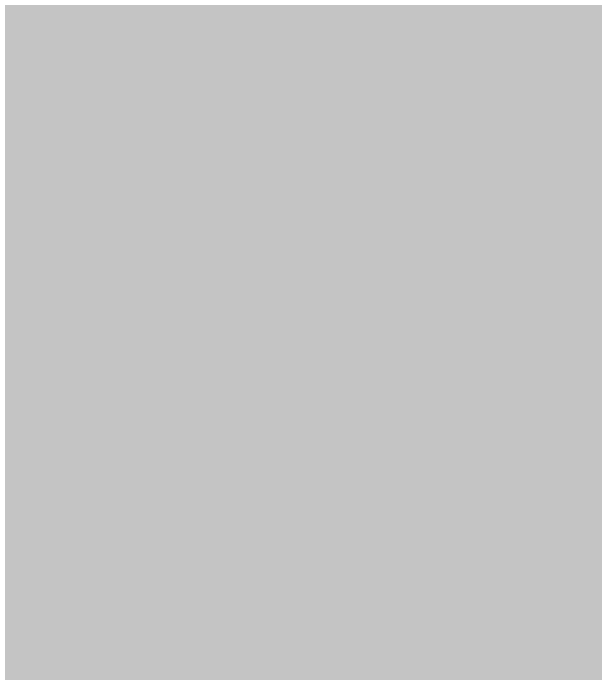
Das Schema der Flächennutzung ließ keinen Zweifel daran, dass die Produktion dem Flurzwang unterworfen werden sollte. „Alle Untertanen eines Dorfes [sollten] zu gleicher Zeit zur Mähung verhalten“ werden.⁸² Der Flurzwang als gleichzeitige Durchführung der anfallenden Feldarbeiten ließ temporär Elemente kollektiver Arbeit zu. Das soll aber nicht über die grundlegende Tendenz zum Agrarindividualismus (Marc Bloch) der Banater Familienwirtschaftshöfe hinwegtäuschen. Lange bevor Justi den Besitzindividualismus mit dem Argument propagierte, dieser stärke auf unmittelbare Weise das Eigeninteresse der Bauern an der Produktion, wurde er von Kaiser Joseph II. gefordert. Allerdings konnte sich dieser liberale Gedanke erst unter den Marktbedingungen des nachfolgenden Jahrhunderts durchsetzen; letztendlich war dazu ein anderer Typ des Produzenten erforderlich, als es der Banater Kolonist des 18. Jahrhunderts war. Für die Arbeitsverfassung wurde dem optimalen Verhältnis zwischen der Zahl der Ansiedler und der Größe der Bodenfläche besondere Aufmerksamkeit geschenkt. So sollten die „dermaligen Dorfgründe ausgemessen werden, damit man sehen könne, wie viel sie überflüssiges Terrain besitzen, folglich, wieviel sie noch Inwohner einnehmen, und ernähren können“.⁸³ Ob diese Maßnahmen bewusst auf den Schutz vor einer Überlastung der Böden rekurrierten, lässt sich nur vermuten. Viel wahrscheinlicher scheint die Absicht gewesen zu sein, die verfügbaren Bodenflächen tatsächlich zu nutzen – und zu kultivieren.

In ähnlicher Weise wurde auch die Betriebsgröße der Höfe festgelegt. Die Sessionen wurden nach der Größe der Familie, das heißt nach der tatsächlich verfügbaren physischen Kraft ihrer Mitglieder errechnet. „Da nicht alle Haushaltungen gleiche Größe, und Kräfte haben, so kann auch nicht eine jede einen ganzen Bauernhof von 37 Joch Feld benützen.“⁸⁴ Dabei hielt man eine „Viertelsession“ von 13 Joch für ausreichend, um die Subsistenz einer Familie zu sichern. Zudem wurden die Höfe mit Arbeitsgeräten wie Pflug oder Dreschflegel ausgerüstet, die zur wesentlichen Ausstattung eines Hofes jener Zeit gehörten.⁸⁵ Mit dieser unterschiedlichen materiellen Ausstattung plante man Höfe von unterschiedlicher Leistungsfähigkeit – von der Bedarfsdeckung bis zur Überschussproduktion. Aus den materiellen Bedingungen lässt sich aber das Ideal eines Bauern erkennen, der auf seinem – wenn auch nur gepachteten – Besitz wirtschaftet, über eigene Produktionsmittel und tierische Energiequellen verfügt, mit den Erträgen aus der Landwirtschaft alle seine Bedürfnisse decken und die Existenz aller seiner Familienmitglieder sichern kann, und nicht zuletzt: der bäuerliche Lebensformen pflegt. Mit anderen Worten, der Stand der Ackersleute sollte nicht aus Mischbauern, sondern aus Vollbauern bestehen. Ein Vollbauer im Banat zu sein, bedeutete, eine breite Streuung der Anbaukulturen und eine Ergänzungswirtschaft aus Ackerbau, Viehhaltung und gegebenenfalls Weinanbau zu betreiben. Auch wenn eine Kultur besonders empfohlen wurde – wie es beim Anbau von Weizen, Roggen oder Wein geschah –, strebten die Habsburger Planer dabei weniger eine Spezialisierung einzelner Bauern auf eine Kultur an; ihr Ziel war es vielmehr, eine breite Akzeptanz für diese Kulturen zu schaffen.⁸⁶

Die Einbeziehung des Zeitfaktors in die Planung ist ein zuverlässiger Indikator für die Stufen rationaler Organisation der Arbeit. Was für die Produktion rational ist, soll für den

Bauern bequem sein. In der Landwirtschaft sind dies in erster Linie die Entfernungen zwischen dem Dorf und den Ackerstücken. Ihre funktionale Konzentration bei der Flurordnung sollte die Zerstückelung und Zerstreuung des Besitzes gerade aus zeitökonomischen Gründen minimieren. Die Habsburger Planer nahmen auch hier eine genaue Regelung vor: „So muß der Bauer, der diesseits das erste Haus in dem Dorfe hat, auch den am nächsten liegenden Acker, oder Wiesen, der letzte aber in dem dorf auch den letzten, oder äußersten Acker, und Wiesen bekommen, damit solchergestalten die Distanz so viel möglich in eine gleichheit gebracht, und ein Unterthan vor dem anderen mit der Entlegenheit seiner Felder nicht mehr, oder weniger beschweret werde.“⁸⁷ Die Bequemlichkeit – ein anderer beliebter Topos im merkantilistischen Diskurs – macht den funktionalen Zusammenhang zwischen dem bäuerlichen Wohnen und Arbeiten deutlich. Auch die Hutweide wurde mit dem Ziel angelegt, die zu Mittag gemolkene Kühe dort zu versorgen, um sich die langen Wege von der Weide ans andere Ende des Hotters zu sparen.⁸⁸ Obwohl oder gerade weil die strikte Trennung zwischen Wohnen und Arbeiten in der Landwirtschaft nicht möglich ist, bevorzugte Justiz das Farmersystem, den Einzelhof inmitten des eigenen Grundbesitzes. Teilweise näherte man sich im Banat diesem Ideal durch die allsommerliche Verlegung des Hofes auf das Feld in Form einer Art saisonalen Maierhofs, genannt Salasch (ungarisch Szallas).

Der Umfang und die Intensität der Produktion wurden im Rahmen der Familienwirtschaft von den ungleich verteilten physischen Kräften ihrer Mitglieder getragen. Dementsprechend sah auch die Arbeitsteilung nach Alter und Geschlecht aus. Eine auf den Ackerbau zentrierte Landwirtschaft war in erster Linie von den saisonalen Vegetationszyklen bestimmt, aber die Arbeitsformen in einer Familienwirtschaft erschöpften sich darin keineswegs. Das Wirtschaftsjahr wurde also hauptsächlich von Arbeiten wie dem Pflügen, Säen,



[Abbildung siehe Druckfassung]

Abbildung 2:
Planskizze des Dorfes
Neu Woitek
Quelle: Grisellini, Versuch, wie
Anm. 9, Tafel II.

Harken, Ernten und Dreschen bestimmt und damit in die Jahreszeiten zwischen St. Georg und St. Martin (März und November) eingeteilt. Genauer gesagt, die Intensität der Feld-, Hof- und wieder Feldarbeit oszillierte im Rhythmus der Jahreszeiten. Zwar verlangten die entscheidenden Wochen der Erntezeit die Bündelung aller verfügbaren Kräfte auf dem Feld; der Blick in die Bauernkalender oder die Hausväterliteratur macht aber schnell deutlich, dass die Wintermonate keineswegs einen Stillstand der bäuerlichen Aktivitäten bedeuteten⁸⁹. Sie wurden vielmehr auf den Hof ausgedehnt, wenn es zum Beispiel um das Dreschen des Weizens oder das Brechen des Maises ging; gleichzeitig liefen hier die Vorbereitungen für die Frühjahrsarbeiten auf dem Feld an. Zugleich ist die wirtschaftliche Bedeutung der genuinen Hausarbeit, wie Gemüseanbau oder Kleintierzucht, hervorzuheben; sie stellte sogar einen eigenständigen wirtschaftlichen Zweig dar, die stationäre, häusliche Landwirtschaft. Denn die Gartenarbeit verlief – anders als der Getreideanbau – jenseits der vegetationsbedingten, zyklischen Formen der Feldarbeit. Ähnlich auch die Versorgung der Tiere, die, wenn sie auf dem Hof lebten, hauptsächlich der Stallhaltung unterworfen waren. Gartenarbeit und Tierhaltung und damit verbundene Aktivitäten, wie zum Beispiel das Kühemelken und die Käsezubereitung, diktiert eigene Arbeitsrhythmen.

Entsprechend der physischen Belastung in den einzelnen Arbeitssegmenten wurden die Arbeitsaufgaben auf die Familienmitglieder verteilt. Man traf durchaus eine Unterscheidung zwischen „männlichen“ und „weiblichen“ Arbeiten. Die Familienwirtschaft verlangte auch, alle Angehörigen auszulasten – und somit wurden auch die ganz jungen und die alten Familienmitglieder als Arbeitskräfte eingesetzt. Diese erledigten die Arbeiten der kurzen Wege, zum Beispiel war das Zusammentreiben der Kühe von der Hutweide ihnen vorbehalten. Auch die Anpflanzung der Maulbeerbäume eignete sich zum arbeitsteiligen Einsatz der Generationen. Graf Mercy war der Ansicht, dass dies eine Arbeit sei, „die den Untertansfrauen und den Kindern nur zum Amusement, auch Nutzen, mithin zu keinem Aggravio diene.“⁹⁰ Die Leistungsfähigkeit der Banater Höfe lässt sich freilich nicht allein auf der Grundlage ihrer materiellen Struktur und der damit antizipierten Betriebsformen beurteilen. Dafür wäre es notwendig, Faktoren wie zum Beispiel die Marktverhältnisse heranzuziehen, oder – was viel unmittelbarer die Agrarproduktion beziehungsweise die Bauern als Produzenten betrifft – deren Wissensstand. Die gestiegene Wertschätzung, ja die Entdeckung der Bauern bedeutete, dass ihr Wissen in der angestrebten intensiven Landwirtschaft zu einem gewichtigen Produktionsfaktor heranwuchs. Es setzte sich die Einsicht durch, dass es zur Förderung der Landwirtschaft keineswegs ausreichte, mit staatlicher Unterstützung lediglich die strukturellen und materiellen Bedingungen zu verbessern. Genauso wichtig war es, den Bauern landwirtschaftliche Kenntnisse zu vermitteln. Überhaupt kann man von der Entdeckung der Bauern im 18. Jahrhundert erst dann sinnvoll sprechen, wenn man auch den Prozess des Wissenstransfers in der Landwirtschaft berücksichtigt.

Der Wissenstransfer

Der agrarische Wissenstransfer nahm unterschiedliche Formen an; eine davon waren die staatlich geförderten, von lokalen Honoratioren getragenen *Agrarsocietäten*. Im Habsburger Reich entstanden diese Gesellschaften seit der Mitte des 18. Jahrhunderts; die erste wurde in Niederösterreich gegründet und stand unter der Schirmherrschaft der Kaiserin Maria The-

resia persönlich.⁹¹ Nach einem zögerlichen Anfang vermehrte sich schnell ihre Zahl, und auch die Bandbreite ihrer Aktivitäten wurde größer. Im Mittelpunkt stand stets die Vermittlung der neuesten Sachkenntnisse an die Bauern. Eine solche Ackerbaugesellschaft fehlte im Banat ganz, jedoch kamen dort vielfältige andere Formen der Wissensvermittlung auf. So konnten die Banater Bauern die neuesten Erkenntnisse – zum Beispiel in der Viehzucht – auf zwei Musterhöfen vorgeführt bekommen.⁹² Eine zentrale Maßnahme des Staates war die Einführung des Wirtschaftsamtes in der Banater Verwaltung. Die „Wirtschafts-Instruction“ Maria Theresias war gerade für die „Wirtschaftsbeamten“ verfasst worden, um ihnen einen allgemeinen Leitfaden an die Hand zu geben. Die Instruktion beinhaltete einen ganzen Katalog praxisbezogener Ratschläge und schrieb außerdem auch konkrete agrartechnische Maßnahmen vor. Obgleich nicht repräsentativ, wird am agrarischen Wissenstransfer dennoch die Vorgehensweise der aufgeklärten staatlichen Macht besonders deutlich: Man setzte auf eine Mischung aus autoritärem Druck und Motivation. So galt es, die Bauern in allen ihren Tätigkeiten zu „ermahnen und [zu] belehren“ – von der Pflege der Äcker, ihrer Düngung und der Viehhaltung über die Verbesserung der Wiesen oder die Baumpflanzung bis hin zum Einfahren der Ernte.

So handfest die Ziele waren, so effizient musste die landwirtschaftliche Methode und so behutsam musste der Umgang mit den Bauern sein. Um höhere Erträge zu erzielen, war es allerdings nicht ausreichend, lediglich neue Erkenntnisse zu präsentieren; es galt zunächst, mit tradierten Praktiken und festverwurzelten Vorurteilen zu brechen – wie zum Beispiel auf dem Gebiet der Tierpflege mit der Volksmedizin, die „das gesunde Vieh mit verschiedenen abergläubischen Medikamenten beschwert und mit unnötigen Aderlassen entkräftet“. Hier wurde auch bemängelt, dass „das kranke Vieh durch Medizinen, welche die einfältigen Bauern und Schmiede ohne alle Vernunft dem Tiere durch die Nasenlöcher eingießten“, geschwächt werde.⁹³ An Stelle des traditionellen Wissens der Bauern, das nun als Zauberei eingestuft wurde, trat das kausale Muster des modernen naturwissenschaftlichen Denkens. Außerdem offenbarte der Staat ein gewisses Maß an Komplexitätsbewusstsein, denn angesichts des alltäglichen Kontakts zwischen Tieren und Menschen und der beengten Unterbringungsweise war die Tierpflege mit der Sorge um die Gesundheit der Menschen verbunden. Darüber hinaus wurden auch rationale Arbeitstechniken erläutert, zum Beispiel beim Einfahren der Ernte und im Umgang mit dem gewonnenen Ertrag: „Auch soll mit dem Verbrauch der Früchte gewirtschaftet werden: was zum Zehnt, was für die Saat, was für den Lebensunterhalt – und erst dann was zum Verkauf.“⁹⁴ Diese und ähnliche Vorschriften waren zwar von der Kaiserin für die Banater Wirtschaftsbeamten bestimmt, aber diese dienten als Sprachrohr, um das agrarische Wissen weiter zu vermitteln. Denn hinsichtlich der hier präsentierten, umfangreichen und detaillierten Instruktionen liegt der Schluss nahe, dass sie den Erkenntnissen der Agrarsocietäten aus dem Kaiserreich entstammten; dass diese in die Form einer kaiserlichen Instruktion gegossen wurden, deutet auf die Dringlichkeit der Maßnahmen hin. Während die Staatsbeamten eine Aufsichtsfunktion hatten und mit ihrem Generalistenwissen den Bauern in erster Linie mit Rat zur Seite standen, kam eine besondere Rolle den Fachleuten zu. Sie wurden meistens aus den anderen Teilen des Reiches ins Banat geholt, um dort vor allem den Anbau der bisher unbekannteren Industriepflanzen zu begleiten. So wurde die Anpflanzung der Maulbeerbäume dem italienischen Franziskanermönch Abbate Clemens Rossi anvertraut. Er brachte das in Friaul erworbene Know-how mit und erhielt zusätzliche Verwaltungsbefugnisse. Damit sollte der ganze Prozess vom

landwirtschaftlichen Anbau bis zur Seidengewinnung von einer Hand zentral gesteuert und kontrolliert werden. Solches Wissen sollte nicht nur die erwünschte Qualität der Seide garantieren; sein Einsatz sollte auch einen Bildungseffekt bei der einheimischen Bevölkerung auslösen.⁹⁵

Das waren die Formen der zentralen und auf behördlichem Wege vollzogenen Wissensvermittlung. Aber neben diesem Muster – der Popularisierung wissenschaftlicher Kenntnisse und Techniken „von oben“ durch die Fachleute – wurde im Banat auch eine andere Form des Wissenstransfers praktiziert: die Weitergabe praktischen Erfahrungswissens von Bauer zu Bauer. Die Ansiedlung vor allem der deutschen Kolonisten diente auch diesem Zweck. Sie galten in den Augen der Wiener Planer als fortschrittlich, weil sie über effizientere Landwirtschaftstechniken verfügten als die einheimischen Bauern – als Beispiele wurden gerne das Dreschen mit dem Dreschflegel oder die Stallhaltung des Viehs angeführt. Diese wurden nun auch in der Banater Landwirtschaft zum Standard erhoben und mit dem Gütesiegel „deutsche Art“ versehen. Hier dürfte weniger die Autorität der kaiserlichen Instruktion oder der Nachdruck der Wirtschaftsbeamten für Akzeptanz gesorgt haben. Vielmehr setzte man auf Belehrung durch Haltung – oder anders herum: auf das Lernen durch Nachahmen im alltäglichen Kontakt auf mehr oder weniger gleicher Augenhöhe. Es ist unbestritten, dass tradiertes bäuerliches Wissen einen gewissen Wert an sich besitzt. Oft erweist es sich dem Expertenwissen als überlegen, weil es kein rein äußerliches, objektivierendes Verhältnis zu den Produktionsmitteln wie zum Beispiel dem Boden hat.⁹⁶ Aber wie viel war das Wissen der deutschen Bauern – entstanden im Elsass, am Rhein oder in Franken – im Banat nun tatsächlich wert? Ließ es sich so selbstverständlich „verpflanzen“ und anwenden? Die deutschen Bauern wurden in erster Linie von den im Banat herrschenden natürlichen Bedingungen herausgefordert. Die durchschlagende Effizienz der Arbeitstechniken stieß auf die Widrigkeiten des Banater Ökosystems. Im Allgemeinen wurde die Durchsetzung der Innovationen nicht durch die Rückständigkeit oder den „bösen Willen“ der Bauern behindert.⁹⁷ Vielmehr waren strukturelle Bedingungen bestimmend – wie die klimatischen Verhältnisse, Böden von mangelhafter Qualität, nicht optimale Grundstücksgrößen, wenig ertragreiches Saatgut und so weiter. Die nötigen Anschaffungen konnten mit den verfügbaren Geldmitteln oft nicht geleistet werden. Nicht zuletzt war die Einführung von Innovationen mit einem gesteigerten Energiebedarf verbunden, der zusätzlichen Arbeitsaufwand und neue Ausgaben nach sich zog, sowie mit für die Bauern nicht immer vorhersehbaren Ertragsrisiken.

Schon bei der Kolonisierung hatte man im Banat gerade diesen Schwierigkeiten vorzubeugen versucht, dabei konnte man jedoch nicht alle Eventualitäten berücksichtigen. So konnte sich die Besömmernung durch den Anbau von Obst- und Gemüse-Spezialkulturen deswegen nicht durchsetzen, weil deren Anbau von vornherein in die Hofgärten verbannt war. Sie wurden also hauptsächlich für den Eigenbedarf angebaut. Für eine solche Produktion im Banat waren auch gar keine Märkte im Reich vorgesehen. Somit musste die Spezialisierung bei manchen Kulturen bis ins 19. Jahrhundert hinein warten, als zum Beispiel der Kohl- oder der Rübenanbau zu landschaftlich prägenden Merkmalen ganzer Hotter wurden und für deren Bewohner identitätsstiftend wirkten. Und nicht zuletzt können, wie die Durchsetzung der Kartoffel zeigt, die Ernährungsgewohnheiten und der Geschmack einer Zeit eine große Rolle spielen. Auf den Banater Feldern wurde der Getreideanbau, insbesondere von Weizen und Roggen, forciert; er sollte die tragende Säule der Banater Landwirtschaft werden. Neben den Maulbeerbäumen zur Seidengewinnung versuchte man Kulturen

wie Tabak, Reis, Indigo oder Ölrüben einzuführen.⁹⁸ Diese Pflanzen stellen aber sehr unterschiedliche Anforderungen an Klima und Bodenqualität und haben einen unterschiedlich hohen Wasserverbrauch: Man benötigte Schwarzerde für den Weizenanbau, Wassergebiete für den Reisanbau und überhaupt eine optimale Temperaturentwicklung vom Frühling bis zum Herbst. In den Werbeblättern wurden, wie bereits erwähnt, der fruchtbare Banater Boden und das frische Wasser angepriesen. Ähnlich lobte Grisellini in seiner affirmativen Haltung ein für die Landwirtschaft günstiges Klima, in dem es „hier mehr, dort weniger, alle Produkte gibt, die nur immer unter glücklichsten Himmelsrichtungen hervorkeimen“.⁹⁹ Unter welchen natürlichen Bedingungen musste die landwirtschaftliche Produktion tatsächlich in Gang gesetzt werden?

Ökosysteme zwischen Wüste, Urbarmachung und landwirtschaftlicher Nutzung

Bei der Vermessung der Gemarkungen wurden die Ingenieure angewiesen, „auf einem Extra-Blatt eine kleine Beschreibung von der Lage und Gegend des aufgenommenen Terrains, von der Güte dessen Erdreiches, von [...] brauchbaren sowohl, als unbrauchbaren Boden“ zu vermerken.¹⁰⁰ Damit wurde eine klare Linie zwischen Kulturlandschaft und Wildnis gezogen; zu jener zählten Sümpfe, Moraste oder Heidelandschaften. Hatte man also die fruchtbaren Böden vermessen und taxiert, ließ man den anderen Teil des Hotters jedoch meistens unerwähnt oder bezeichnete ihn lediglich als Negation der landwirtschaftlich genutzten Flächen, als Wüste. In der Wahrnehmung der Wiener Landwirtschaftsexperten bestand eine scharfe Grenze zwischen diesen zwei natürlichen Systemen. So bekam eine jede Gemarkung ein in sich strukturiertes zentrales Gebiet mit Dorfsiedlung und Ackerflur und ein Randgebiet, einen nutzbringenden und kultivierten, und einen unbesiedelten und unbestellten Teil. Was die Habsburger unter das Lineal zu bringen versuchten, war die unregelmäßige Struktur der Nutzflächen, Wiesen, Weiden, Äcker, teilweise auch Waldgebiete oder Weinberge, die immer wieder von Überschwemmungen, Versumpfung oder gestiegenem Grundwasser heimgesucht wurden. Wenn die Zeitgenossen das Banat mit einer Wüste assoziierten, war damit keine Sandwüste gemeint, folglich auch nicht die Sandwüste von Deliblato im Süden der Region. Zwar waren für das Banat Ökosysteme wie Heidelandschaften, insbesondere die so genannte Schwäbische Heide zwischen Temeswar und der Theiß, charakteristisch, dennoch blieb das Wasser das dominierende Element.¹⁰¹ Es gab ein dichtes Netz von Flüssen und Bächen, die im Frühjahr regelmäßig über die Ufer traten. Bei den Zeitgenossen erweckte die Banater Landschaft den Eindruck eines Binnenmeers; wenn man von fruchtbaren Ackerfeldern sprach, wies man auf die „zwischen Morästen gelegenen Terraine“ hin.¹⁰² Hamilton nennt in seinem Bericht gerade die „Wasserüberschwemmungen“ als einen der drei großen natürlichen „defecte“ des Banats.¹⁰³ Damit waren ausgedehnte Sumpfbgebiete gemeint – nach Grisellini hatten vier solche in den 1740er Jahren bestanden; zur Zeit seiner Reise waren zwei davon jedoch schon trockengelegt.¹⁰⁴ Der Kampf um den fruchtbaren Boden wurde also in erster Linie mit den Mitteln der Melioration geführt.

Eine zentrale Rolle im Wasserhaushalt, als eine Art Wasserarterie des Banats, spielte der Grenzfluss Theiß.¹⁰⁵ Bevor sie in die Donau mündet, nimmt die Theiß direkt oder indirekt das Wasser fast aller Banater Flüsse in sich auf. Auf den zeitgenössischen Karten fallen der

extrem kurvige Stromlauf und vor allem die sumpfigen Ufer mit breiten Überflutungsflächen auf. Die Hauptursache für Überschwemmungen war, dass die langsam fließende Theiß – auf einer Länge von 174 Kilometern von Szegedin bis zur Mündung in die Donau betrug ihr Gefälle nur 0,25 Meter¹⁰⁶ – die schnellen Zuflüsse aus den Karpaten nur in begrenztem Maße aufnehmen konnte. Darüber hinaus reagierte die Theiß nicht nur auf die regionalen hydrologischen Verhältnisse. So verursachte ein Föhn in den Alpen im Dezember 1878 ein Hochwasser der Donau. Diese drückte das Wasser ins Theißbecken zurück, so dass der Pegel der Theiß bis auf über sieben Meter anstieg.¹⁰⁷ Schon die kleinste Erhöhung des Wasserpegels führte also zu Überschwemmungen und zur Bildung sumpfiger Ufer.¹⁰⁸

Im pedologischen Sinne war mit den fruchtbaren Böden die Schwarzerde gemeint. Löss und Sand der früheren Perioden wurden durch Schlammablagerungen nach und nach mit einer fetten, humusreichen Schicht überkleidet, die in jedem Theiß-Durchstich nachgewiesen werden kann. Diese humusreiche obere Schicht – für die Landwirtschaft von vorrangiger Bedeutung – konnte manchmal bis über drei Meter dick sein.¹⁰⁹ Das größte geschlossene Gebiet mit Schwarzerde konzentrierte sich rund um Temeswar. Die Schwarzerdeböden wurden auch von der autochthonen Bevölkerung als Ackerflächen genutzt. Eine andere Qualität zeigten die Böden in den morastigen Überschwemmungsgebieten. Zunächst einmal konnten die Anschwemmungen zur Bildung fruchtbarer Humusschichten führen. Wo sich das Wasser von den überfluteten Weiden ganz zurückzog, hinterließ es Ablagerungen von Schlick und Schlamm; vor allem durch das Geröll aus den Gebirgsregionen wurde der notwendige Kalk zugefügt. Wo dieser jedoch fehlte – wie zum Beispiel an der Theiß –, entstand die nur zu feuchten Sommerzeiten fruchtbare, ansonsten aber ernteschwache Pecherde.¹¹⁰ Im Volksmund sprach man von der „schweren Erde“ des Banats, weil deren Bearbeitung tiefes Pflügen und den Einsatz großer physischer Kraft verlangte. Das Wasser zog sich aber nicht immer ganz zurück, sondern blieb in den Mulden der undurchlässigen Böden in Form kleinerer Sümpfe stehen. Je nachdem, auf welchem Boden sie entstanden, welche Zusammensetzung das Wasser hatte und welchen Boden die Sümpfe nach der Ausdünstung hinterließen, unterschied der österreichische Naturforscher Kerner diese temporären stehenden Gewässer in Schlamm-, Torf- und Salzsümpfe.¹¹¹ Als Grisellini anmerkte, die Banater Böden seien mit „alkalischen und nitrosen Teilchen beladen“¹¹², muss er die sandigen Gebiete des Banats gemeint haben, die unter Salzsümpfen standen. Diese Beobachtung wurde Anfang des 20. Jahrhunderts in geologischen Untersuchungen bestätigt und genauer erklärt. Es handelte sich um Salzwiesen – genauer, um sodahaltige Böden –, die man den so genannten Alkalisteppe zurechnete. Je nach Salzkonzentration konnten sich bestimmte Landflächen als äußerst fruchtbar erweisen. In der Gegend von Szegedin gab es Äcker, „welche seit 9 Jahren ununterbrochen, von Jahr zu Jahr Roggen tragen, ohne auch nur einmal gedüngt worden zu sein“, wie Treitz 1903 schrieb.¹¹³ Andererseits konnte eine vollständige Auslaugung der Böden zur Bildung dicker Salzkrusten führen, auf denen sich dann kaum Vegetation ausbreiten konnte und die bei Verwehung zum Beispiel Augenkrankheiten bei Mensch und Vieh auslösten.¹¹⁴ Der Habsburger Verwaltung war die Problematik der Salzböden durchaus bekannt.¹¹⁵ In der nomadischen Weidewirtschaft waren solche Gebiete stark frequentiert, obgleich auf solchen Böden eher Gräser und Kräuter von minderwertiger Qualität wuchsen, wie Trespen, Binsen, Schwingel, Schafgarbe oder Beifuss.¹¹⁶ Grisellini beklagte die schlechte Fleischqualität der Tiere, die auf solchen Flächen geweidet wurden. Die hier nur in groben Zügen skizzierte Typologie der Böden lässt die pedologische Karte des Banats wie einen

bunten Flickenteppich erscheinen. Offensichtlich kamen in jeder Gemarkung Böden von unterschiedlicher Qualität vor. Womöglich hatte ein Bauer, je nach Lage seiner Ackerfelder, mehrere unterschiedliche Bodentypen zu bearbeiten.

Für den Vegetationszyklus waren die klimatischen Verhältnisse im Banat durch seine vergleichsweise hohen Temperaturen sowie eine geringe Luftfeuchtigkeit nicht optimal. Aufgrund der Topographie brachten die in der ungarischen Tiefebene herrschenden Nord- und Ostwinde, die über die weiten trockenen Flächen des Kontinents herkamen, dem Banat keinen Regen. Selbst die Westwinde vom Atlantik, die in Westeuropa für Niederschläge sorgen, spielten im Banat eine geringere Rolle. Die vorherrschenden trockenen Nord- und Ostwinde machten viele sonnige, heiße Tage möglich, aber auch starke Temperaturschwankungen im Tagesverlauf.¹¹⁷ Im Hochsommer konnten diese mehr als 20 Grad Celsius betragen. Auch über das Jahr betrachtet, waren Temperaturen starken Schwankungen unterworfen: „Nachdem noch im Mai die letzten Fröste vorkommen, steigert sich die Temperatur im Juli zu einer mittleren Höhe, welche jener von Neapel, Florenz, Palermo und Algier gleichkommt“, schrieb der Botaniker Anton Kerner.¹¹⁸ Wenn man beim Banat wirklich von einer „Wüste“ sprechen konnte, dann eher aus diesem klimatischen Grund.¹¹⁹ Die schnell steigende Wärme zwang die Pflanzen, ihren jährlichen Vegetationszyklus in viel kürzerer Frist abzuschließen, als dies im übrigen Mitteleuropa der Fall war. „Frühlings- und Sommerflora [drängen sich] in einem außerordentlich kurzen Zeitraum zusammen“, die Pflanzen beendeten „innerhalb von ein oder zwei Monden die Phasen des Keimens, Knospens, Blühens und FruchterEIFENS.“¹²⁰ Die Pflanzen auf den von den Überschwemmungen betroffenen Wiesen hatten noch weniger Zeit, sich zu entwickeln. Im Banat wirkten sich vor allem späte Nachtfröste bis Mitte Mai und frühe Fröste schon ab Mitte September einschränkend auf die Vegetationszeit aus.¹²¹ Bei solchen von Trockenheit bestimmten klimatischen Bedingungen bildeten sich ab Ende Juni Flächen von braunem Gras auf dem ausgetrockneten, aufgesprungenen Erdboden, der teilweise selbst zum Viehtreiben gefährlich sein konnte. Makroklimatisch betrachtet, rechnet man das 18. Jahrhundert dem Ausklang der so genannten Kleinen Eiszeit zu, für die eine im Durchschnitt um 2 Grad Celsius niedrigere Temperatur galt, und für die vor allem die Einbrüche extremer Kälteperioden charakteristisch waren.¹²²

Bei den hohen Temperaturen im Sommer konnten Niederschläge Abhilfe gegen die Trockenheit schaffen, wobei nicht die jährliche Durchschnittsmenge entscheidend war, sondern die gleichmäßige Verteilung der Niederschläge im Jahresverlauf. Obwohl die Niederschlagsmenge in Temeswar und Szegedin im Jahresdurchschnitt etwa die gleiche war wie in Frankfurt am Main, reichte sie im Banat nicht aus, um eine üppige Ernte zu sichern und die Vegetation zu erhalten. Denn es herrschte ein starkes saisonales Gefälle: Während der Frühsommer regenreich war, blieben die Niederschläge im Hochsommer und Frühherbst weitgehend aus. Überhaupt minderte die extreme Wärme die Ernteerträge erheblich.¹²³ Aus der Tatsache, dass die Niederschläge so ungleich verteilt waren, lässt sich schließen, dass sie als gewaltige Regengüsse niederkamen – was das Wachstum der Vegetation beeinträchtigen und zur Bildung von Morasten führen konnte. Die Einführung der Kulturpflanzen und die Förderung der Landwirtschaft überhaupt hingen also von Bedingungen ab, die sich im Banat oft hemmend auswirkten. Sie führten zum einen zu direktem Schaden: Wegen Überschwemmungen, mageren Böden oder anhaltender Dürre war mit schlechten Erträgen zu rechnen, oder man musste sich mit magerer Vegetation zufrieden geben; sie beeinflussten die Qualität des Weidegrases und die Menge an Heu; Koliken und Hitzschläge aufgrund der

extrem hohen Temperaturen konnten den Tierbestand unmittelbar schädigen. Zum anderen waren die neu eingeführten Kulturpflanzen oft nicht an die klimatischen Bedingungen angepasst. Der Anbau mancher Kulturpflanzen wie etwa Raps wurde in Mitleidenschaft gezogen, aber auch die Erhaltung von Kulturen wie Eichen und Pappeln war bedroht.¹²⁴ Schließlich beeinträchtigten die klimatischen Bedingungen die Leistungen der Landwirtschaft, indem sie Sekundäreffekte hervorriefen.¹²⁵ So bedeutete die Trockenlegung der Sümpfe zwar die Regulierung des Wassersystems, hatte aber auch einen negativen Einfluss, denn die Wassermasse der Sümpfe hatte sich generell mildernd auf das Klima ausgewirkt. Trockengelegte Erde erwärmt sich tagsüber schneller, kühlt aber nachts auch schneller aus – was zur Folge hat, dass sich die Vegetation im Frühjahr dort schneller entwickelt, jedoch viel stärker den Nachfrösten ausgesetzt ist.¹²⁶ Weil dem Vegetationszyklus enge Grenzen gesetzt waren, förderte die Kultivierung stellenweise geradezu die Ausbreitung von Steppenpflanzen oder führte in Perioden anhaltender Dürre zur Heimsuchung durch Heuschrecken.¹²⁷ Folglich mussten nun die negativen Folgen der Kultivierungsmaßnahmen bekämpft werden.

In das 18. Jahrhundert fiel die Geburtsstunde des Schädlingdiskurses.¹²⁸ Zu Schädlingen wurden jene Tiere und Pflanzen erklärt, die den Menschen direkt oder auch indirekt bedrohten, oder mit Menschen in direkte Konkurrenz um die knappen natürlichen Ressourcen traten. Fortan wurden die Schädlinge bekämpft – und das besonders in Ökosystemen, die der Mensch sich selbst für seinen Bedarf aneignen wollte. Es galt, die kultivierten Flächen besonders zu schützen. Hatten die nomadischen Hirten ihre Herden gegen Bären oder Wölfe verteidigen müssen, erklärte der Habsburger Staat nun den Maulwürfen und Spatzen den Krieg. Wenngleich die Ansicht „In des weisen Gottes Welt gibt es kein Ungeziefer“ Respekt vor jedem Geschöpf postulierte, zwang das Nützlichkeitspostulat einer rationalen Landwirtschaft dennoch dazu, „ihre Anzahl zu vermindern“, so dass sie keine Bedrohung und Konkurrenz für die Bauern und die Landwirtschaft insgesamt darstellten.¹²⁹ Die Kultivierungsmaßnahmen hatten unmittelbare Auswirkungen auf die Entstehung wirtlicher Lebensbedingungen auch für die Bauern selbst. Vor allem die Gesundheit der Kolonisten war durch die elementaren natürlichen Bedingungen direkt gefährdet: durch schlechtes Trinkwasser, ungesunde Luft, extreme Temperaturen und Ähnliches. Als Griselini das Banat Ende der 1770er Jahre bereiste, rief er zuerst dessen Zustand von vor einem halben Jahrhundert in Erinnerung: „Die vielen Moräste und stehenden Wasser machten damals die Luft äußerst ungesund.“¹³⁰ Damit bestätigte er nur die Feststellung von Hamilton, der neben dem Mangel an Holz und den häufigen Überschwemmungen die schlechten Luftverhältnisse für die größten „defecte“ des Banats hielt.¹³¹ Nasser Boden führte zu Sauerstoffmangel, erschwerte bodenchemische Prozesse und förderte Fäulnis. Nicht genug damit, dass die Ausdünstungen der stehenden Gewässer in den heißen Sommermonaten einen unangenehmen Gestank verursachten – sie waren Biotope für vielfältige Krankheitserreger. Aus den Sümpfen des Banats stiegen im Hochsommer Mücken auf, die Malaria übertrugen. Offensichtlich mussten die Kolonisten eine Phase der Anpassung an diese Bedingungen durchlaufen: „Anfänglich hat Ihnen die hiesige Luft sehr übel angeschlagen, und viele ins Grab befördert“¹³² Das Pannonische Becken gelangte außerdem zu der zweifelhaften Ehre, dem Fleckfieber *morbus hungaricus* oder *febris pannonica* den Namen zu verleihen. Selbst Prinz Eugen wurde von dieser Krankheit befallen, die im gleichen Jahrhundert noch zwei Mal epidemische Züge annahm.¹³³

Neben diesen Krankheiten, die im Banat selbst ihren Ursprung hatten, wurde die Region regelmäßig von Krankheiten heimgesucht, die vor allem durch die Heere von außerhalb ein-

geschleppt wurden. Als Gebiet mit einer hohen Konzentration von Militär und als Schauplatz kriegerischer Auseinandersetzungen wurde das Banat gerade zu Kriegszeiten – so zum Beispiel in den Jahren 1738/39 oder 1762 – von der Pest befallen.¹³⁴ Darüber hinaus dürfte auch das Fleckfieber verbreitet gewesen sein: Stefan Winkle beschreibt seine Bedeutung für den Ausgang der osmanischen Belagerung von Wien;¹³⁵ bekanntlich zogen diese Armeen danach gen Südosten und blieben gerade an der Banater Grenze stationiert. So wurde das Banat durch den Kampf gegen Krankheiten zu einem erweiterten, permanenten Kriegsschauplatz.

Da die medizinischen Heilverfahren zu diesem Zeitpunkt noch nicht sehr weit entwickelt waren,¹³⁶ bestand eine der Schutzmaßnahmen in der Schaffung eines gesunden Mikroklimas. In diesem Zusammenhang sind auch die Trockenlegung der Sümpfe und die Regulierung der Flüsse im Banat zu sehen. Wenn Justi, wie oben gesehen, die Kultivierung der Heidelandschaften als eine „herrlichste Acquisition“ ohne Blutvergießen empfahl, dann hatte er die Macht der natürlichen Bedingungen offensichtlich unterschätzt. Denn ein wichtiger Beweggrund, manche Biotope zu beseitigen, lag darin, dass sie Habitate von Krankheitserregern waren. Zwar hatte man Mitte des Jahrhunderts zwei Sümpfe bei Ilanca und Alibunar trockengelegt und einen Teil des Flusses Bega begradigt, und damit die Gefahren von Malariaausbrüchen verringert, die Regulierung der wichtigsten Wasserstraße im Banat, der Theiß, war aber sowohl im finanziellen als auch im technischen Sinne erst eine Aufgabe für das nächste Jahrhundert. Überhaupt war bereits für die Zeitgenossen absehbar, dass „Abzäpf- und Ausdrocknung noch viele Arbeit erheischen und einige Jahre verlaufen, bis die diesfälligen Gegenden zur Nuzung und Ertragnis gebracht werden mögen.“¹³⁷ Dafür übernahm die ab 1764 eingerichtete Militärgrenze umso mehr die Funktion eines *cordon sanitaire*, wovon die so genannten „Contumaze“, Quarantänestationen für „Leute, Vieh und Wahren“, zeugen.¹³⁸

Habsburger Kultivierung und autochthone Viehwirtschaft

Die Felder wurden also neu strukturiert, wodurch sich die ökologische Zusammensetzung und das landschaftliche Antlitz des Banats veränderten; die Dreifelderwirtschaft brachte einen neuen Tages- und Jahresarbeitsrhythmus der Bauern mit sich, Pferdegespanne und landwirtschaftliche Geräte hielten Einzug, und die Wirtschaftsinspektoren sorgten dafür, dass sich diese Hinwendung zum Ackerbau intensivierte. Und dennoch wurden die Banater Weiten nach wie vor von „nomadischen“ Herden und herumziehenden Hirten dominiert. Die Habsburger Politik im Banat hatte aber zum Ziel, zunächst einmal mit der Dominanz der extensiven Viehwirtschaft zu brechen. Hatte hier der Ackerbau bislang nur eine untergeordnete Rolle gespielt, so sollte diese Konstellation gerade auf den Kopf gestellt werden: Die Viehwirtschaft als Erzeugerin von Düngemist sollte in den Dienst des Ackerbaus gestellt und damit in den geschlossenen Produktionskreislauf integriert werden. Allerdings lief das auf die Verdrängung der nomadischen Weidewirtschaft zu Gunsten der Stallviehhaltung hinaus. Weil aber auch in der nomadischen Viehwirtschaft als Familienwirtschaft Arbeit und Lebensstil aufs Engste miteinander verwoben waren, kam die Aufhebung dieser traditionellen Wirtschaftsform einer Agrarrevolution gleich. Ansetzen sollte sie schon mit der Änderung in der Nutzung von Wiesen und Weiden.

Während die Habsburger Politik die Meliorationsmaßnahmen, die Minimierung der wetterbedingten Einflüsse und die Kalkulierbarkeit der Bodennutzung voranzubringen ver-

suchte, wandte die autochthone Bevölkerung eine andere Strategie an: Sie arrangierte sich mit den elementaren Wetter- und Bodenbedingungen. Obwohl die extensive, nomadische Viehhaltung von diesen in hohem Maße abhängig war, zeichnete sie sich bei der Suche nach Weideplätzen, Unterbringung im Winter und Ähnlichem durch ein hohes Maß an Flexibilität aus. Denn Überschwemmungen waren einkalkuliert; bestimmte Flächen wurden als Flutflächen von vornherein dem Wasser überlassen, die Herde trieb man rechtzeitig auf gesicherten Wiesen und Weiden zusammen. Diese Flächen unterlagen vielmehr wechselnder Nutzung. Ein Areal, das als Weidewiese genutzt wurde, verwandelte sich besonders im Frühjahr zeitweise in Überschwemmungsgebiet, bevor es zu einer morastigen Wiese wurde. Die landwirtschaftliche Nutzung dieser Flächen hing daher ganz von den saisonalen Einflüssen der Naturkräfte ab. Dabei trafen die Einheimischen zwischen den Wiesen- und Weidearealen eine klare funktionale Unterscheidung: Während die so genannten „inneren Weiden“ zum Grasens von Mastvieh, Melkkühen oder Arbeitstieren bestimmt und pachtfrei waren, dienten die „äußeren Weiden“ jenseits des Flutungsgebiets, die teilweise auch in einem anderen Hotter lagen, zur Versorgung der Tierherde.¹³⁹ Dabei ist die Ähnlichkeit mit der von den Habsburger Experten empfohlenen Nutzung der Hutweide auffällig groß. Obwohl die extensive Viehhaltung der autochthonen Bevölkerung nicht in das Konzept einer integralen Landwirtschaft mit pflanzlicher Produktion und Tierzucht passte, räumte man ihr große Bedeutung für die gesamte Banater Wirtschaft ein. Der Staat bemängelte zwar die minderwertige Rasse der Banater Nutztier; er störte sich an der Art ihrer Haltung und an der mangelhaften medizinischen Versorgung. Jedoch musste er zugeben, dass die extensive Viehwirtschaft zum einen notwendig war, da sie die einzige Quelle zur Eintreibung der Steuern von den Banater „Nationalisten“ darstellte – und zudem eine relativ sichere. Außerdem war die Banater Viehwirtschaft durchaus leistungsfähig. Schon Hamilton stellte zufrieden fest, dass „alljährlich ein namhaftes quantum so wohl an Rind-Vieh, als Schaffen, Geißen und s.v. Schweinen in andere Provinzen, vertrieben [wird].“¹⁴⁰ Hinzu kamen tierische Produkte wie Schafwolle oder Häute. Mit der Forcierung des Ackerbaus, der Melioration der Überschwemmungsgebiete und der Ordnung der Fluren wurden die traditionellen Weideflächen für die extensive Viehwirtschaft immer knapper. Es entbrannte ein verschärfter Kampf um die Weide zwischen denen, die die Kolonisierung des Banats mit Ackerbauern befürworteten, und den Viehzüchtern und Viehhändlern. In den Jahrzehnten nach dem „Türkenkrieg“ von 1738/39, als die Staatskasse gefüllt werden musste, war vom kriegszerstörten Ackerbau keine Hilfe zu erwarten; sein Wiederaufbau verlangte neue Ansiedlungsmaßnahmen, Investitionen, vor allem aber viel Zeit – und das stets mit ungewissem Ausgang. Gerade darin ist der Grund zu sehen, warum sich die Banater Verwaltung in den 1740er und 1750er Jahren weiterhin für die Verpachtung der so genannten „Prädien“ entschied, der freistehenden Ländereien ohne Eigentümer, die die wichtigste Grundlage der Viehwirtschaft der Einheimischen darstellten. Diese Verpachtung brachte der Verwaltung zum Beispiel im Jahr 1748 sofort sichere 30.000 Gulden ein.¹⁴¹ Auch in den 1760er Jahren blieb die Viehzucht eine Säule der Banater Landwirtschaft. Sie konnte die gestiegene Nachfrage auch der Fernmärkte bedienen. Dabei fanden die schweren ungarischen Ochsen Absatz in Wien, die Rinder minderwertiger Qualität hingegen in Ungarn, Venedig oder zum Beispiel in Nürnberg.¹⁴²

Ursache dieser Spannungen waren weniger die archaischen Gegensätze zwischen dem intensiven Ackerbau und der extensiven Viehwirtschaft. Ihr Unterschied liegt vor allem in dem Sinn, welcher der jeweiligen Produktionsform beigemessen wurde und der sich auf die spe-

zifische Auseinandersetzung mit den natürlichen Ressourcen bezog. Die extensive Viehwirtschaft war mit wenig Investitionen verbunden, die Tiere suchten sich ihr Futter auf den freien Weideflächen, die Futterqualität hing vollständig von lokalen Bedingungen ab und gelegentliche Seuchen wurden als notwendiges Übel hingenommen. Es war also eine defensive Produktionsform, die sich ausschließlich auf Wiesen und Weiden als Primärressourcen stützte und darauf bedacht war, Risiken durch die Vermeidung ihrer Ursachen zu mindern. Die extensive Viehwirtschaft war eine extraktive Form der Landwirtschaft, die vor allem die von den Habsburgern vollzogene Grenzziehung zwischen den fruchtbaren, zentralen Zonen des Hotters und der peripheren „Wüste“ ignorierte.¹⁴³ Die Überschreitung dieser Grenze war der spezifischen Rationalität der Anpassung an die gegebenen Naturbedingungen geschuldet. Dadurch wurden Ökosysteme keineswegs in Gefahr oder gar zum Verschwinden gebracht; das Durchqueren der Viehherde und das Abgrasen der Weideflächen trugen unmittelbar zu deren Erhaltung bei. Die bestehenden Ökosysteme stellten zwar einen festen Rahmen dar, ließen aber einen gewissen Raum zur Leistungssteigerung: einerseits durch die Diversifizierung der Tierarten oder die Züchtung neuer Rassen; andererseits bediente man sich einer Reihe von Praktiken, die Herde übers Jahr weit entfernt vom Viehstall zu versorgen, ja zu mästen, um pünktlich zu einem bestimmten Markttag die optimale Größe und das optimale Gewicht zu erreichen.

Die „Wüste“ des Banats erfüllte darüber hinaus die Funktion, den materiellen Bedarf der Bauern selbst abzudecken. In den Sümpfen sammelte man Rohr für den Häuserbau und Schilf, einen anderen Rohstoff für die Dachdeckung. Die kaiserliche „Instruction“ empfahl Rohr außerdem ausdrücklich als Material zur Befestigung der Flussufer. In Ermangelung von Holz – das Torfstechen war wenig bekannt – wurde es als Brennmaterial genutzt. Aus den Gewässern versorgte man sich außerdem mit Nahrung durch die Jagd auf Wasservögel, Kleinotter und Fische. Gerade der Fischfang dürfte hinsichtlich der großen Zahl religiöser Feiertage und der häufigen Fastenzeiten besonders von der orthodoxen Bevölkerung intensiv betrieben worden sein. Die „wüsten“ Gewässer und ihre Ufer boten Lebensraum für Tiere wie Hasen und Füchse, deren Felle wichtige Exportartikel waren, ebenso wie Schildkröten.¹⁴⁴ Neben der Nahrung konnte man insbesondere aus den Flüssen Sand gewinnen und vor allem nach den Überflutungen den Schlamm als Düngemittel einsetzen. In den Heidelandschaften sammelte man Heilpflanzen wie Salbei oder Kamille. Wo solche Biotope nicht den Kultivierungsmaßnahmen zum Opfer fielen, versuchte der Staat entweder den Zutritt zu verbieten, insbesondere zu Jagdzwecken, oder eine gewisse Ordnung in die Extraktion einzuführen:

„In den Waldungen jedoch soll ihnen nur erlaubt seyn, das windfällige Holz, und unnütze Gestreiche zum Brenholz, keines Wegs aber ganze frische Bäume zusam zu Hacken. Wie sie aber einiges Bauholz nöthig haben, soll ihnen durch die Waldaufseher angezeigt, werden, wo sie selbes zu fällen haben, ohne Sie aber hiebey mit einer Taxbezahlung-Zettlesung, oder was immer für Erpressungen zu beschwehren.“¹⁴⁵

Die extensive Viehwirtschaft kompensierte erfolgreich alle Rückschläge und Verluste, die die Banater Landwirtschaft trotz intensiver Investitionen in die natürliche Umwelt und in die Ansiedlung der bäuerlichen Kolonisten erleiden musste. Der Versuch der Habsburger, schon im 18. Jahrhundert eine intensive Landwirtschaft im Banat zu etablieren, trug erst im darauffolgenden Jahrhundert Früchte.

Anmerkungen

- 1 F. K. Barth, Ein gedruckter Werbezettel für die Auswanderung nach Ungarn vom Jahre 1736, in: Deutsch-ungarische Heimatsblätter. Vierteljahrschrift für die Kunde des Deutschtums in Ungarn und für deutsche und ungarische Beziehungen I (1929), 150–152.
- 2 Vgl. dazu „Ein gedrucktes kaiserliches Werbepatent zur Auswanderung in das Banat vom Jahre 1726, verfaßt vom kaiserlichen Administrations-Fiskal und Oberkommissar Johann Franz Falck“, bei Anton Tafferner, Quellenbuch zur Donauschwäbischen Geschichte, Bd. 1, München 1974, 122–127.
- 3 Vor der Wiedereingliederung in das ungarische Verwaltungssystem blieb das Banat bis 1778 unter der direkten Verwaltung der Habsburger Krone. Die Grundzüge der Geschichte des Banats mit einer ausführlichen Bibliographie liefert Josef Wolf, Entwicklung der ethnischen Struktur des Banats 1890–1992. Begleittext zum Atlas Ost- und Südosteuropa, in: Thede Kahl und Peter Jordan (Hg.), Atlas Ost- und Südosteuropa, Wien 2004; Artikel Banat, in: C. Petersen u.a. (Hg.), Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums, Bd. 1, Breslau 1933, 207–286.
- 4 Brief vom 26. Oktober 1716, in: Ludwig Matuschka (Hg.), Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen. Der Türken-Krieg 1716–18. Feldzug 1716, II Serie – VII. Band, Supplement, Teil: Militärische Correspondenz, Wien 1891, 1717, 161 f.
- 5 Vgl. Ernst Hinrichs, Merkantilismus in Europa: Konzepte, Ziele, Praxis, in: Ders., (Hg.), Absolutismus, Frankfurt am Main 1986, 344–361.
- 6 Josef Wolf, Quellen zur Wirtschafts-, Sozial- und Verwaltungsgeschichte des Banats im 18. Jahrhundert, Tübingen 1995, 47–127.
- 7 Obwohl hier zunächst Gewerbe und Handel im Vordergrund standen, bildete auch die Landwirtschaft einen bedeutenden Teil der kameralistischen Wirtschaftspolitik. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sollte sich dieses Verhältnis umdrehen, unter dem Einfluss der französischen Physiokraten auch semantisch; es ist die Rede von einer „weitgehenden Reagrarisierung der ökonomischen Terminologie“, so Johannes Burkhardt, Artikel Wirtschaft, IV–VIII, in: Geschichtliche Grundbegriffe, Bd. 7, Stuttgart 1992, 550–594, hier 573. Sowohl Merkantilismus als auch Physiokratie fanden großen Anklang am Wiener Hof. Grete Klingenstein, Between Mercantilism and Physiocracy. Stages, Modes, and Functions of Economic theory in the Habsburg Monarchy, 1748–1763, in: Charles W. Ingrao (Hg.), State and Society in Early Modern Austria, West Lafayette 1994, 181–214. Zu Joseph II. als Anhänger der Physiokratie vgl. Hans Wagner, Die Reise Josephs II. nach Frankreich 1777 und die Reformen in Österreich, in: Institut für österreichische Geschichtsforschung/Wiener Katholische Akademie (Hg.), Österreich und Europa, Graz/Wien/Köln 1965, 221–245.
- 8 So im Gutachten für den Dänischen König: Johann Heinrich Gottlob von Justi, Anbau der Jütländischen Heide, in: Ders., Oeconomische Schriften über die wichtigsten Gegenstände der Stadt- und Landwirtschaft, Bd. 2, 2. Auflage, Berlin/Leipzig 1767, 236–310, 250.
- 9 Griselini bereiste 1776 das Banat und verfasste daraufhin die erste historische Darstellung der Region: Franz Griselini, Versuch einer politischen und natürlichen Geschichte des temeswarer Banats in Briefen an Standespersonen und Gelehrte, in zwei Teilen, Wien 1780, 153.
- 10 Justi, Gegenstände, wie Anm. 8, Bd. 1, Berlin/Leipzig 1766, 228.
- 11 Vgl. David Blackburn, Die Eroberung der Natur, München 2007.
- 12 Vgl. Rainer Beck, Die Abschaffung der „Wildnis“. Landschaftsästhetik, bäuerliche Wirtschaft und Ökologie zu Beginn der Moderne, in: Werner Konold (Hg.), Naturlandschaft – Kulturlandschaft. Die Verwandlung der Landschaften nach der Nutzbarmachung durch den Menschen, Landsberg 1996, 27–44; ders., Ebersberg oder das Ende der Wildnis. Eine Landschaftsgeschichte, München 2003.
- 13 Wolf, Entwicklung, wie Anm. 3, 20–22.
- 14 Vortrag gehalten am 30. Dezember 1716, abgedruckt in: Johann Langer, Serbien unter der kaiserlichen Regierung 1717–1739, in: Mittheilungen des k.k. Kriegsarchivs, N. F. Bd. 3 (1889), 155–247, hier 164 f.
- 15 Bannatisches Institutum Welches Anno 1718 den 3-en Septembris, von Ihro Kayserlichen Maiestät allergnädigst resolviret worden, und zu folge welche die Regierung des landes geführet werden solle [Im Hamilton-Bericht als *Institutum C* bezeichnet, 100, 107], in: Wolf, Quellen, wie Anm. 6, 155.
- 16 Matuschka, Feldzüge, wie Anm. 4, 70.
- 17 Chorographia Bannatus Temessiensis Sub Auspiciis Novi Gubernatoris Edita [Hamiltons Bericht von 1734], in: Wolf, Quellen, wie Anm. 6, 68.
- 18 Bannatisches Institutum, wie Anm. 15, 154; Prinz Eugen hob neben den politischen und wirtschaftlichen auch den Kirchenaspekt hervor, siehe Matuschka, Feldzüge, wie Anm. 4, 162.

- 19 Gerhard Seewann, Zur Familiengeschichte der Grafen Mercy und Mercy-Argenteau, in: *Südostdeutsches Archiv* 19 (1976–77), 53–69.
- 20 Hamilton, *Chorographia*, wie Anm. 17, 114.
- 21 Konrad Schünemann, Die Wirtschaftspolitik Josephs II. in der Zeit seiner Mitregentschaft, in: *Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung* 47 (1933), 13–56, hier 23 f.; Costin Fanesan, Die zweite Reise Kaiser Josephs II. ins Temeswarer Banat (1770), in: *Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs* 45 (1997), 233–247.
- 22 Schünemann, *Wirtschaftspolitik*, wie Anm. 21, 23–26.
- 23 Vgl. Gerhard Oestreich, Strukturprobleme des europäischen Absolutismus, *Vierteljahrsschrift für Sozial und Wirtschaftsgeschichte* 55 (1968) 3, 329–346; Wolfgang Reinhard, *Kriegsstaat – Steuerstaat – Machtstaat*, in: Ronald Asch, Heinz Duchhardt (Hrsg.) *Der Absolutismus – ein Mythos? Strukturwandel monarchischer Herrschaft in West- und Mitteleuropa (ca. 1550–1700)*, Köln u.a. 1996, 277–310, hier 305 f.
- 24 Johannes Kunisch, *Absolutismus. Europäische Geschichte vom Westfälischen Frieden bis zur Krise des Ancien Régime*, Göttingen 1986, 99; Reinhard, *Kriegsstaat*, wie Anm. 23, 302 f.
- 25 Vgl. Bernhard Hackl, Die Gülteinlagen und die Theresianischen sowie Josephinischen Steuerfassionen in den österreichischen Ländern, in: Josef Pauser u.a. (Hg.), *Quellenkunde der Habsburgermonarchie (16. bis 18. Jahrhundert). Ein exemplarisches Handbuch*, München 2004, 365–377; Gustav Otruba, *Staatshaushalt und Staatsschuld unter Maria Theresia und Joseph II.*, in: Richard Georg Plaschka/Grete Klingenstein (Hg.), *Österreich im Europa der Aufklärung*, Bd. 1, Wien 1985, 197–249.
- 26 Langer, *Serbien*, wie Anm. 14, hier 164 f.
- 27 Über die sogenannte „österreichische Finanzrevolution“ um 1700 bei Thomas Winkelbauer, *Nervus rerum Austriacarum. Zur Finanzgeschichte der Habsburgermonarchie um 1700*, in: Petr Mat’ a/Thomas Winkelbauer, *Die Habsburgermonarchie 1620–1740. Leistungen und Grenzen des Absolutismusparadigmas*, Stuttgart 2006, 179–215.
- 28 Josef Kallbrunner, *Das kaiserliche Banat. Einrichtung und Entwicklung des Banats bis 1739*, München 1958, 44 f.; Sonja Jordan, *Die kaiserliche Wirtschaftspolitik im Banat im 18. Jahrhundert*, München 1967, 21 f.
- 29 Hamilton, *Chorographia*, wie Anm. 17, 116 f.
- 30 Hamilton, *Chorographia*, wie Anm. 17, 57 f.
- 31 Fritz Blauch, Die wirtschaftliche Tätigkeit der Kommission zur Bekämpfung der Hungersnot in Böhmen und Mähren (1771–1772), in: *Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 56 (1969), 299–331
- 32 *Combinaison Derer Gesamten Bannatischen Empfangs und Aufgab-Posten*, wie solche von Zeit zu Zeit, so wohl in ein als andern zu beobachten wäre, in: Wolf, *Quellen*, wie Anm. 6, 174–178.
- 33 Kunisch, *Absolutismus*, wie Anm. 24, 99; Reinhard, *Kriegsstaat*, wie Anm. 23, 302 f.
- 34 Vgl. Griselini, *Versuch*, wie Anm. 9.
- 35 *De impopulatione regni. Über die Wiederbevölkerung des Landes*, Preßburger Landtag 1722/23, in: Tafferner, *Quellenbuch*, wie Anm. 2, 92 f.
- 36 Walter Kuhn, *Das österreichische Siedlungswerk des 18. Jahrhunderts*, *Südostdeutsches Archiv* 6 (1963), 1–26.
- 37 *De impopulatione*, wie Anm. 35.
- 38 Griselini, *Versuch*, wie Anm. 9, 151.
- 39 Das erste Habsburgische Impopulationspatent ist auf den 11. August 1689 datiert. Siehe Tafferner, *Quellenbuch*, wie Anm. 2, 53–55.
- 40 Wolf, *Entwicklung*, wie Anm. 3; Walter Kuhn, *Siedlungswerk*, wie Anm. 36, 1; vgl. Joseph Kallbrunner, *Deutsche Erschließung des Südostens seit 1683*, Jena 1938.
- 41 Michel Foucault, *Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Geschichte der Gouvernementalität I*, Frankfurt am Main 2004, 111.
- 42 Wolf, *Entwicklung*, wie Anm. 3, 40–48; Georg Dahlmann/Mathias Beer (Hg.), *Migration nach Ost- und Südosteuropa vom 18. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Ursachen – Formen – Verlauf – Ergebnis*, Stuttgart 1999.
- 43 Gerhard Seewann, *Migration in Südosteuropa als Voraussetzung für die neuzeitliche West-Ostwanderung*, in: Dahlmann/Beer, *Migration*, wie Anm. 42, 89–108.
- 44 *Wirtschafts-Instruktion*, in: Tafferner, *Quellenbuch*, wie Anm. 2, 269.
- 45 Hamilton, *Chorographia*, wie Anm. 17, 63–67.
- 46 Griselini, *Versuch*, wie Anm. 9, 153.
- 47 Hamilton, *Chorographia*, wie Anm. 17, 67. Diese Bestimmung scheint stark an den funktionalen Standesbegriff der Zeit angelehnt gewesen zu sein; dieser definierte die Stellung eines jeden Mitglieds der Gesellschaft

- über seine Arbeitsleistung. Siehe Johann Joachim Becher, Johann Joachim Bechers politischer Discurs, Frankfurt 1668, 4–11, 310. Im Banat tritt in der Ansiedlungsphase an Stelle der Stände eine funktionale Nationalitätenunterscheidung.
- 48 Eugen von Savoyen an den Hofkriegsrath. Feldlager vor Belgrad 21. Juni 1717, in: Matuschka, Feldzüge, wie Anm. 4, 70–72.
- 49 Hamilton, Chorographia, wie Anm. 17, 67. Die Ansiedlung in der Spannung ethnischer, konfessioneller und wirtschaftlicher Motive diskutiert Karl A. Roeder, Jr., Nationalism and Colonization in the Banat of Temesvar, 1718–1778, in: Ivo Banac u.a. (Hg.), Nation and Ideology. Essays in Honour of Wayne S. Vucinich, New York 1981, 87–100
- 50 Hamilton, Chorographia, wie Anm. 17, 65.
- 51 So in der Denkschrift an die Kaiserin „Die Impopulation des Banats...“ vom 23. November 1762, in: Tafferner, Quellenbuch, wie Anm. 2, 197; Griselini, Versuch, wie Anm. 9, 196.
- 52 Oskar Feldtänzer, Joseph II. und die donauschwäbische Ansiedlung. Dokumentation der Kolonisation im Batscherland 1784–1787, Linz 1990, 170 f.
- 53 Hierzu nach wie vor anregend Norbert Elias/John L. Scotson, Etablierte und Außenseiter, Frankfurt am Main 1993.
- 54 Johann Heinrich Gottlob von Justi, Abhandlung von denen Hinternissen einer blühenden Landwirtschaft, in: ders., Gegenstände, wie Anm. 8, 205–236, 227.
- 55 Ulrich Engelhardt, Zum Begriff der Glückseligkeit in der kameralistischen Staatslehre, Zeitschrift für historische Forschung 8 (1981), 37–79, hier 79.
- 56 Holger Böning, Gemeinnützig-ökonomische Aufklärung und Volksaufklärung. Bemerkungen zum Selbstverständnis und zur Wirkung der praktisch-populären Aufklärung im deutschsprachigen Raum, in: Siegfried Jüttner/Jochen Schlobach, Europäische Aufklärung(en). Einheit und nationale Vielfalt, Hamburg 1992, 218–248.
- 57 Becher, Discurs, wie Anm. 47, 5. In Ders., Kluger Haus-Vater/Verständige Haus-Mutter/Vollkommener Land-Medicus, Wie auch Wohlerfahrner Roß- und Vieh-Artzt, Leipzig 1709, 13, heißt es ähnlich: „Ja es ist derselbe [der Ackerbau] eine Erneherin des ganzen menschlichen Geschlechtes.“
- 58 Becher, Haus-Vater, wie Anm. 57, 13.
- 59 Derek Beales, Joseph II. Vol. I: In the Shadow of Maria Theresa 1741–1780, Cambridge u.a. 1987, 246–251
- 60 Mercys Pläne zur Umsiedlung ganzer Kolonistendörfer zu Verteidigungszwecken in: Eugen von Savoyen an den GFWM Freiherrn von Petrasch. Feldlager vor Belgrad 21. Juni 1717. In: Matuschka, Feldzüge, wie Anm. 4, 294, Fußnote 3.
- 61 Die Geometrie war die Leitdisziplin der Zeit, die alle Lebensbereiche vom militärischen Festungsbau über Tanz und Etikette bis zu Bachs „Kunst der Fuge“ durchdrang. Siehe Kunisch, Absolutismus, wie Anm. 24, 9–19.
- 62 Henning Eichberg, Geometrie als barocke Verhaltensnorm. Fortifikation und Exerziten, in: Zeitschrift für Historische Forschung 4 (1977), 17–50.
- 63 Kunisch, Absolutismus, wie Anm. 24, 12. Wie umfassend die Reglementierung als Herrschaftsinstrument des absolutistischen Staates war, lässt zum Beispiel der Eintrag über Post-Ordnung in Zedlers Universal-Lexicon (1731–1754) erahnen. Er umfasst 14 Spalten und lässt kaum einen Aspekt aus. Zedlers Universal-Lexicon Bd. 28, Leipzig/Halle 1741, Sp. 1812–1826.
- 64 Impopulations-Haupt-Instruction, in: Tafferner, Quellenbuch, wie Anm. 2, 251.
- 65 Besonders anschauliche Aufnahmen sind aus der benachbarten Provinz Batschka erhalten. Sie gehen auf das Banater Impopulations-Patent von 1772 zurück, wiedergegeben bei Feldtänzer, Joseph II., wie Anm. 52, 170 f.
- 66 Impopulations-Haupt-Instruction, in: Tafferner, Quellenbuch, wie Anm. 2, 254.
- 67 Klaus Herrmann, Pflügen, Säen, Ernten. Landarbeit und Landtechnik in der Geschichte, Reinbeck 1985, 123–126.
- 68 Auch Kaiser Joseph II. bediente 1769 bei Slavkovic einen solchen Pflug. Österreich zur Zeit Kaiser Josephs II. Mitregent Kaiserin Maria Theresias, Kaiser und Landesfürst. Niederösterreichische Landesausstellung, Stift Melk 1980, 291–292.
- 69 Ein Katastraljoch entspricht 0,57 Hektar.
- 70 Impopulations-Haupt-Instruction, in: Tafferner, Quellenbuch, wie Anm. 2, 253.
- 71 Ebd.
- 72 Ebd., 254.
- 73 Vgl. Stefan Brakensieck, Gemeinheitsteilungen in Europa. Neue Forschungsergebnisse und Deutungsangebote der europäischen Geschichtsschreibung, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte (2000) H. 2, 9–16.

- 74 Impopulations-Haupt-Instruktion, in: Tafferner, Quellenbuch, wie Anm. 2, 251.
- 75 Vgl. Nikolaus Heß, Heimatbuch der drei Schwestergemeinden Sveti-Hubert, Charlevil und Soltur im Banat (1770–1927), Sveti-Hubert 1927; besonders wertvoll Johann Weidlein, Die Entwicklung der Dorfanlagen im donauschwäbischen Bereich, mit 106 Kartenfotografien, Stuttgart 1965, wo auf der Grundlage der einzelnen Ausschnitte zeitgenössischer Kartenaufnahmen die Geschichte der Dörfer analysiert wird.
- 76 Weidlein, Entwicklung, wie Anm. 71, 12.
- 77 Impopulations Haupt-Patent, in: Tafferner, Quellenbuch, wie Anm. 2, 253.
- 78 Ebd., 253, 255.
- 79 Impopulations-Haupt-Instruction, in: Tafferner, Quellenbuch, wie Anm. 2, 254; auch in der Wirtschafts-Instruction, in: Tafferner, Quellenbuch, wie Anm. 2, 273.
- 80 Christoph von Gundlach, Die Einführung neuer Grundnahrungsmittel. Dargestellt am Beispiel der Kartoffel, in: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 35 (1987), 44–56; Henry Hobhouse, Fünf Pflanzen verändern die Welt. Chinarrinde, Zucker, Tee, Baumwolle, Kartoffel, München 1992, 246–299; Roman Sandgruber, Die Einführung der Kartoffeln in Österreich. Sozialgeschichtliche und volkskundliche Interpretationen, in: Ernst Hinfrichs/Günter Wiegelmann (Hg.), Sozialer und kultureller Wandel in der ländlichen Welt des 18. Jahrhunderts, Wolfenbüttel 1982, 163–194.
- 81 Grisellini, Versuch, wie Anm. 9, 157: „Wirklich ist sie zwei oder dreimal an den Betretenen auf der stelle volzogen worden.“
- 82 Wirtschafts-Instruction, in: Tafferner, Quellenbuch, wie Anm. 2, 273.
- 83 Impopulations-Patent, in: Tafferner, Quellenbuch, wie Anm. 2, 253.
- 84 Ebd.
- 85 Zwar hatte die Agrartechnik gerade im 18. Jahrhundert große Fortschritte gemacht, viele der neuen Maschinen mussten eine breite Anwendung jedoch erst finden. Siehe Herrmann, Pflügen, wie Anm. 67, 123–136.
- 86 Hamilton, Chorographia, wie Anm. 17, 66; Kallbrunner, Banat, wie Anm. 28, 46.
- 87 Impopulations-Haupt-Instruction, In: Tafferner, Quellenbuch, wie Anm. 2, 254.
- 88 Ebd., 254.
- 89 So listet der auf die Wiener Wirtschaftspolitik besonders einflussreiche Ökonom Johann Joachim Becher detailliert die in „väterliche“ und „mütterliche“ geteilten Tätigkeiten in seiner „Monatliche[n] und nützliche[n] Erinnerung“ auf, in: Becher, Haus-Vater, wie Anm. 54, 787–824.
- 90 Zitiert nach Kallbrunner, Banat, wie Anm. 28, 47.
- 91 Karl Dinklage, Gründung und Aufbau der thesesianischen Ackerbaugesellschaften, in: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 13 (1965), 200–211; Norbert Schindler/Wolfgang Bonß, Praktische Aufklärung – Ökonomische Sozietäten in Süddeutschland und Österreich im 18. Jahrhundert, in: Rudolf Vierhaus (Hg.), Deutsche patriotische und gemeinnützige Gesellschaften, München 1980, 255–333
- 92 Kallbrunner, Banat, wie Anm. 28, 49.
- 93 Wirtschafts-Instruction, in: Tafferner, Quellenbuch, wie Anm. 2, 271.
- 94 Wirtschafts-Instruction, in: Tafferner, Quellenbuch, wie Anm. 2, 273.
- 95 Grisellini, Versuch, wie Anm. 9, 158; Jordan, Wirtschaftspolitik, wie Anm. 28, 109–112.
- 96 Werner Achilles, Bauernaufklärung und sozio-ökonomischer Fortschritt (1770–1830), in: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 41 (1993), 174–189.
- 97 Vgl. Clemens Zimmermann, Bäuerlicher Traditionalismus und agrarischer Fortschritt in der frühen Neuzeit, in: Jan Peters (Hg.), Gutsherrschaft als soziales Modell. Vergleichende Betrachtungen zur Funktionsweise frühneuzeitlicher Agrargesellschaften, München 1995, 219–238.
- 98 Maria Simlik, Die Kultur der Markantilpflanzen im Banat 1718–1778, Univ. Diss., Wien 1940.
- 99 Grisellini, Versuch, wie Anm. 9, 156f.
- 100 Impopulations-Haupt-Instruction für das Banat, in: Tafferner, Quellenbuch, wie Anm. 2, 252.
- 101 Lotte Bußhoff, Wandlungen im Landschafts- und Siedlungsbild der Banater Schwäbischen Heide, München 1938.
- 102 Impopulations-Instruktion, in: Tafferner, Quellenbuch, wie Anm. 2, 199.
- 103 Hamilton, Chorographia, wie Anm. 17, 60 f.
- 104 Grisellini, Versuch, wie Anm. 9, 177, 182. Tatsächlich wurde 1745 ein Versuch zur Entwässerung des Illancer und Alibunar Morastes unternommen, aber erst in der Periode von 1759–1769 ließ man alle diese Arbeiten durch den niederländischen Ingenieur Fermont durchführen. Siehe Anton Kerner, Das Pflanzenleben der Donaumonarchie, Innsbruck 1929, 287 (Fußnote 25 zu 77). Dennoch wurde 1774 in Distrikten Betschkerek und Tschanad fast ein Drittel der Fläche als Morast deklariert, Wolf, Quellen, wie Anm. 6, 512.

- 105 Vgl. Paul Vujevic, Die Theiß. Eine potamologische Studie. Leipzig 1906.
- 106 Ein systematischer Einblick in die geographisch-geologische Zusammenhänge der Theiß aus dieser Zeit fehlt leider ganz; es ist jedoch aufschlussreich, auf die Untersuchungen des ungarischen Geographen Franz Toula zurückzugreifen, der die Gebiete des „Temeswarer Handelskammer-Bezirktes“, zu dem auch das Banat gehörte, ein Jahrhundert nach Grisellini bereist hat. Franz Toula, Die geologisch-geographischen Verhältnisse des Temeswarer Handelskammer-Bezirktes, in: Mitteilungen der kais. und kön. Geographischen Gesellschaft in Wien, XXIII (der neuen Folge XIII.) (1880), 49–64; 97–112; 145–160; 241–400; hier 101.
- 107 Toula, Verhältnisse, wie Anm. 106, 151 f.
- 108 Die Theiß stellte sogar für das mächtige kaiserliche Heer eine unüberwindbare Hürde dar. So gab es für Prinz Eugens Armee nach der Schlacht bei Peterwardein – im Sommer (!) 1717 – keinen Übergang auf ihre linke Seite: „Die zunächst befindliche Uebergangsstelle, bei Titel, war dermalen des Morasts von Vilova wegen, dessen Gangbarmachung zeitraubende Arbeiten erfordert hätte, ungeeignet.“ Die Armee musste am rechten Theißufer einen Umweg von 130 Kilometern machen. Siehe Matuschka, Feldzüge, wie Anm. 4, 216.
- 109 Toula, Verhältnisse, wie Anm. 106, 317; Peter Treitz, Agrogeologische Beschreibung des Gebietes zwischen der Donau und Tisza, in: Földtani Közlöny (Supplement) 33 (1903), 367–389.
- 110 Treitz, Beschreibung, wie Anm. 109, 389.
- 111 Kerner, Pflanzenleben, wie Anm. 104, 59.
- 112 Grisellini, Versuch, wie Anm. 9, 150.
- 113 Treitz, Beschreibung, wie Anm. 109, 386 f.
- 114 Vgl. Otto Stocker, Ungarische Steppenprobleme, in: Naturwissenschaften 17 (1929) H. 12, 189–196, hier 193 f., und H. 13, 208–213.
- 115 Wirtschafts-Instruktion für das Banat, in: Tafferner, Quellenbuch, wie Anm. 2, 272.
- 116 Kerner, Pflanzenleben, wie Anm. 104, 90–102, Fußnote 32; Stocker, Steppenprobleme, wie Anm. 114, 189–196.
- 117 Kerner, Pflanzenleben, wie Anm. 104, 81f.
- 118 Kerner, Pflanzenleben, wie Anm. 104, 291.
- 119 Julius Hann, Handbuch der Klimatologie, Bd. 3, 2. Teil, Klima der gemäßigten Zone und der Polarzonen, 3. Auflage, Stuttgart 1911, 232.
- 120 Kerner, Pflanzenleben, wie Anm. 104, 32.
- 121 Kerner, Pflanzenleben, wie Anm. 104, 291.
- 122 Wenn die Temperaturen im Banat eine Hitze ähnlich dem Mittelmeerraum erreichen konnten, dann sind auch ähnliche Kälteperioden wie in Südfrankreich zu vermuten. Von dort wird für das Jahr 1709 berichtet: „Das Vieh erfror im Stall und die Tiere in den Wäldern. Die Vögel fielen tot zu Boden.“ Siehe Wolfgang Behringer, Kulturgeschichte des Klimas. Von der Eiszeit bis zur globalen Erwärmung, München 2007, 127. Zur „kleinen Eiszeit“ vgl. auch Christoph Dipper, Deutsche Geschichte 1648–1789, Frankfurt am Main 1991, 10–18. Zur Zahl der Frosttage im Banat siehe Bußhoff, Schwäbische Heide, wie Anm. 101, 16.
- 123 Hann, Handbuch, wie Anm. 119, 236 f.
- 124 Toula, Verhältnisse, wie Anm. 106, 150.
- 125 Stocker, Steppenprobleme, wie Anm. 114, 192 f.
- 126 Kerner, Pflanzenleben, wie Anm. 104, 79.
- 127 Heß, Heimatbuch, wie Anm. 75, 145.
- 128 Vgl. Torsten Meyer, Von der begrenzten zur unbegrenzten Ausrottung. „Schädlinge“ als „natürliches Risiko“ im 18. Jahrhundert, in: Günter Bayerl/Torsten Meyer (Hg.), Die Veränderung der Kulturlandschaft. Nutzungen – Sichtweisen – Planungen, Münster u.a. 2003, 61–73.
- 129 Vgl. Johann Matthäus Bechstein, Gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands nach allen drey Reichen. Band I., Leipzig 1789. Der Beschreibung habitueller und anatomischer Merkmale der Säugetiere folgt die Aufzählung der Eigenschaften als Nutztiere und Schädlinge. Es wird zwischen ihrer Nützlichkeit für den Menschen – als lebendige und als erlegte, für Nahrung, Arbeit, Gewerbe, Heilung oder Unterhaltung – und für die Naturkette unterschieden, nützlich indem sie andere Schädlinge vertilgen.
- 130 Grisellini, Versuch, wie Anm. 9, Vorbericht, 3 links.
- 131 Hamilton, Chorographia, wie Anm. 17, 60 f.
- 132 Hamilton, Chorographia, wie Anm. 17, 65 f. Besonders dramatisch war das der Fall bei einer spanischen Kolonie, die nach dem Erbfolgekrieg aus Neapel und Sizilien in Groß Betschkerek (dem heutigen Zrenjanin in Serbien) angesiedelt wurde, und die Malariaattacken nicht überstand. Vgl. Felix Milleker, Versuch einer Ansiedlung von Spaniern im Banat, Wrschatz 1937; Jacques Ruffié/Jean-Charles Sournia, Die Seuchen in der Geschichte der Menschheit, 4. Auflage, Stuttgart 2000, 155–161.

- 133 Stefan Winkle, *Die Geißeln der Menschheit*, Düsseldorf 1997, 646.
- 134 Vgl. Anton von Hammer, *Geschichte der Pest, die von 1738 bis 1740 im Temeswarer Banat herrschte*, Temeswar 1838.
- 135 Winkle, *Geißeln*, wie Anm. 126, 383 f., 495; vgl. Eugen Schmidt, *Fleckfieber als Kriegsseuche*, Univ. Diss., Frankfurt am Main 1947.
- 136 Das bezieht sich vor allem auf den Einsatz von Chinin bei der Bekämpfung der Malaria. Vgl. Hobhouse, *Fünf Pflanzen*, wie Anm. 80, 14–66.
- 137 Die Impopulation des Banats im Lichte der Auswirkungen des Siebenjährigen Krieges, in: Tafferner, *Quellenbuch*, wie Anm. 2, 198.
- 138 Vereinzelt hygienische Kontrollposten wurden auch früher aufgebaut, vgl. Hamilton, *Chorographia*, wie Anm. 17, 123.
- 139 Istvan Balogh, *Formen der extensiven Viehhaltung auf den Pusten von Debrecen*, in: *Viehzucht und Hirtenleben in Ostmitteleuropa*. *Ethnologische Studien*, Budapest 1961, 465–503.
- 140 Hamilton, *Chorographia*, wie Anm. 17, 57.
- 141 Josef Kallbrunner, *Zur Geschichte der Wirtschaft im Temescher Banat bis zum Ausgang des siebenjährigen Krieges*, in: *Südostdeutsche Forschungen* 1 (1936), 46 – 60, hier 50 f.
- 142 Jordan, *Wirtschaftspolitik*, wie Anm. 28, 118. Im Übrigen war das 18. Jahrhundert, gemessen an der Ernährung der Bevölkerung in Europa, nach wie vor ein Jahrhundert des Fleisch- und weniger des Getreidekonsums. Siehe Gustav Otruba, *Die Wirtschaftspolitik Maria Theresias und Joseph II.*, in: Herbert Matis, *Von der Glückseligkeit des Staates. Staat, Wirtschaft und Gesellschaft in Österreich im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus*, Berlin 1981, 77–103, hier 92.
- 143 Das besonders fruchtbare Model der „extraktiven“ Wirtschaft hat Rainer Beck in Anlehnung an Theodor Shanin konzipiert. Vgl. Beck, *Ebersberg*, wie Anm. 12, 78 f.
- 144 Jordan, *Wirtschaftspolitik*, wie Anm. 28, 39.
- 145 *Impopulations-Haupt-Instruction*, in: Tafferner, *Quellenbuch*, wie Anm. 2, 262.